Landes-
bibliothek
Coburg

D/III
5594
V'
G
Coburger Landes-Bücherei

Darstellungen

von

W. G. Becker.

Drittes Bändchen.

Leipzig 1799.
bei Voß und Compagnie.

H.S.C.B. BIBLIOTHEK COBURG

Landes-
bibliothek
Coburg

Theseus.

Theseus.

Nirgends umfließt Europens schönste Gefilde ein reinerer Aether als da, wo es nach dem Mutterlande der ersten Sterblichen über das grünliche Meer hinblickt; nirgends überspannt ein lieblicheres Blau so reizende Gegenden als da, wo die ersten Flüchtlinge des Orients anschwammen und Hütten baueten. Noch immer kleidet zwar jenen Schauplatz der alten griechischen Welt der bezaubernde Reiz, um den oft die Götter der Vorzeit ihre Wolkensitze verließen,

und

und unter die Söhne und Töchter der Menschen sich mischten; aber beinahe Jahrtausende schon deckt ein mächtiger Zauber von anderer Art den herrlichen Erdstrich mit traumlosem Schlummer, und hält die Geister der Menschen gefesselt. Nur den Sinnen vergönnt er einen betrüglichen Rausch, ohne den Werth des Genusses zu fühlen. Eiserner Zauber, wer wird dich einst lösen? — Ist doch im ganzen weiten Gebiete der Dichtung kein belebtes Gefilde, wohin die schwärmende Einbildungskraft sich inniger sehnet! — Seinen Lieblingen nur verdünnet Phöbus zuweilen den dicken Nebel, der es umschwebt, und läßt sie durch die Lücken von Mahomeds Paradiese das schönere Elysium der Griechen erblicken: aber kaum erreicht es das Auge des forschenden Sehers, um Wahrheit darin zu erspähen, so schließt sich der Nebel vom neuen.

Ha!

Ha! dort erhasch' ich den Schatten des Theseus, jenes großen Heroen des grauesten Alterthums, der vor dem Zeitalter der lichteren Geschichte glänzte. Ich will sie aufsammlen und zusammenstellen die Thaten, welche seinen Namen auf die Nachwelt brachten. Verzeiht man den Göttern der Alten die Schwächen, wodurch sie oft sich rohen Naturmenschen gleich setzten, so wird man sie wohl Heroen noch lieber verzeihen.

Theseus war von fürstlicher Abkunft; aber sie blieb sowohl ihm als seinen Zeitgenossen eine Zeitlang verborgen. Dafür genoß er der Ehre, durch eine verbreitete Sage, für einen Sohn des Neptuns gehalten zu werden. Aegeus, König von Athen, war es, der ihn erzeugte. Kinderlos, und daher von seinen Unterthanen gering geschätzt, nahm er seine Zuflucht zum

Orakel von Delphi; allein der dunkle Ausspruch der Priesterin vermehrte vielmehr seine Verlegenheit. Unentschlossen was er thun sollte, wandte er sich zum weisen Pittheus, König von Trözen, einem Enkel des Pelops. Dieser nahm seinen königlichen Gast mit Freundschaftsbezeigungen auf, lächelte zu der Entdeckung, die er ihm machte, und versprach das Geheimniß zu lösen. Sorgfältig aber verbarg er vor ihm seine Tochter Aethra, weil er ihm ihre Bekanntschaft erst nach einer nächtlichen Umarmung verschaffen wollte. Aethra war nicht ungelehrig bei dem Unterrichte des schlauen Vaters; sie besaß der Reize mehr als sie brauchte, einen Mann, wider Willen sogar, in ihre Arme zu ziehen. Aegeus hielt die Bedienung der schönen Nymphe, die er in seinem Schlafgemache fand, für eine Sitte am Hofe des gastfreien Pittheus; und Ae-

thra wußte die Absicht ihres Vaters so gut zu erreichen, daß er in ihren Armen des Schlafes, wie des Orakels vergaß. Erst am Morgen, wo er sich am Anblicke der schönen Nymphe weidete, erfuhr er von ihr ihren Namen und Stand, und auf einmal ward das Orakel ihm deutlich. Eine Fürstentochter sollte sich ihm selbst im Geheim zur Gemahlin antragen, ohne doch seine Gemahlin heißen zu wollen. So wußte er sich nun den dunkeln Ausspruch der Priesterin zu erklären. Voll Vertrauen auf die Erfüllung desselben verbarg er einen Helm und ein Schwerdt *) unter einem ungeheuern Steine, und gebot der Aethra, wenn die Freuden der Nacht ihr die Geburt eines Sohnes bewirken sollten, ihm seine Abkunft

so

*) Nach dem Plutarch war es nur ein Schwerdt und ein Paar Schuhe; nach einer alten Gemme aber ein Helm statt der Schuhe.

so lange zu verschweigen, bis er im Stande seyn würde, den ungeheuern Stein zu heben, und sich der unter demselben verborgenen Waffen zu bemächtigen, mit welchen sie ihn dann ganz im Geheim zu ihm nach Athen schicken sollte, weil er die funfzig Söhne seines übermüthigen Bruders Pallas fürchtete. Hierauf trat Aegeus seine Rückreise nach Athen an, und Aethra behielt kein anderes Andenken von ihm als die Erinnerung der bräutlichen Nacht, und die Hoffnung eine Frucht davon zu gebähren.

Der nächste Vollmond belehrte Aethra von ihrer Befruchtung, und acht Monden darauf gebahr sie den Theseus, einen Knaben, so schön, wie die meisten Kinder der Liebe. Pittheus freute sich seiner Geburt nicht minder als Aethra; denn nun hoffte

er einst einen Enkel von sich über Athen herrschen zu sehen. Das Geheimnißvolle seiner Geburt kam dem Pittheus noch auf andere Weise zu Statten; denn wer anders ward als Vater des schönen Knaben genannt als Neptun, der besondere Schutzgott von Trözen, welcher die schlanke Aethra im Bade an dem Ufer des Meeres überrascht und als Gemahlin erkannt hatte.

Theseus entwuchs endlich am Hofe seines Großvaters bei einer guten männlichen Erziehung dem Knabenalter, und eilte nun nach Delphi, um, nach dem Gebrauche des Landes, dem Apollo sein vorderes Haupthaar zu opfern. Jetzt war er nicht mehr Knabe; aber längst schon hatte er sich nicht mehr als solchen gefühlt. Schon früher wollte er nur mit Jünglingen ringen, und nicht selten gewann ihm seine Stärke den

Sieg. Kaum war er ins Jünglingsalter getreten, so wollte er schon mit Männern sich messen. Diese beständigen Uebungen machten ihn stark, und bald entsprach ein männlicher Wuchs dem Gefühl seiner körperlichen Kraft.

Ganz Griechenland erscholl damals von den Wunderthaten des Herkules; kein Wunder, daß sie dem jungen Theseus nicht unbekannt blieben. Alles, was der Jüngling von ihm hörte, erhitzte seine Einbildungskraft, und ihm gleich zu werden, war das höchste Ziel seiner Wünsche. Herkules war ihm ein Gott, und galt ihm mehr als sein vermeinter Vater Neptun. Wer ihm vom Herkules erzählen konnte, war ihm ein Freund; wer ein Augenzeuge seiner Thaten gewesen war, den sah er mit Ehrfurcht an und beneidete ihn heimlich. Er brannte

vor Begierde, den Helden aufzusuchen, der selbst im Traume seine Einbildungskraft beschäftigte, und ließ endlich seiner Mutter nicht undeutlich merken, daß er sich sehne, seine jugendlichen Kräfte auswärts zu prüfen.

Aethra erschrack über die Aeußerung, und fürchtete, der junge Abentheurer möchte sich heimlich entfernen. Komm, sprach sie, und folge mir: ich habe dir ein wichtiges Geheimniß zu vertrauen, aber gegen Anstrengung deiner ganzen Kraft. Starr betrachtete sie der Jüngling. Nun so bin ich dessen gewiß, sprach er, denn meine Sennen sind stark. Sie waren nun an das Felsenstück gekommen, unter welchem Aegeus seine Waffen verborgen hatte. Vermagst du wohl diesen Stein aufzuheben? sagte sie ernsthaft. Mich dünkt, erwiederte

Theseus, indem er ihn mit den Augen maß, wiewohl es mehr das Werk eines Giganten zu seyn scheinet. Nun so höre mich, mein Sohn, versetzte Aethra, wenn du dieß vermagst, so soll es dir an Gelegenheit nicht fehlen, deinen Muth zu zeigen; aber gelobe mir erst, nicht weiter in mich zu dringen, und mich nicht zu verlassen, wenn du den Versuch noch nicht bestehest. Ein solches Gelübde, Mutter, wäre unnöthig, rief der erhitzte Jüngling aus; und mit übernatürlicher Kraft ergriff er den Felsen, und hob ihn, bis er mit Hülfe des Schenkels und seiner Linken ihn aufrecht halten konnte, indeß die bängliche Mutter die Hand darnach ausstreckte, gleich als ob sie ihm die Last zu erleichtern vermöchte. So nimm diesen Helm und dieses Schwerdt, sprach sie. Plötzlich zog sie Theseus hervor und ließ den Stein wieder fallen. Aethra erklärte ihm

nun das Geheimniß seiner Geburt. Stumm verschlang er die Worte der Mutter, und starrte mit Flammenblicken bald auf Aethra, bald auf die Rüstung, die ihn zum Helden weihte. Er entbrannte vor Ungeduld, sich seinem Vater zu zeigen, und ihn wider die Pallantiden zu schützen.

Schon der folgende Tag ward zu seiner Abreise bestimmt, was auch die ängstliche Mutter dagegen einwenden mochte. Pittheus erstaunte über den Muth und die Stärke des Jünglings, und suchte ihn zu bewegen, so mancher Gefahren wegen, die Reise zu Wasser zu machen; aber Theseus wollte nun einmal zu Lande ziehen. Vergebens nannte ihm Pittheus die Schreckensnamen eines Pheretes, Sinnis, Skiron, Prokrustes, vor denen die umliegenden Gegenden bebten: Theseus ward dadurch

nur

nur noch fester in seinem Entschlusse. Hat nicht Herkules überall Räuber vertilgt und Ungeheuer getödtet? rief er hohen Muthes voll aus. Und vereinigen uns beide nicht einerlei Bande des Bluts? Wär' es nicht schimpflich, wenn ich thatenscheu mich nach Athen zu Wasser hin wiegte, und meinem Vater durch ein verrostetes Schwerdt mich kenntlich machte, das noch nie mit Blute gefärbt gewesen? — Nein, meine Mutter, nein, mein Großvater, das soll man nicht von Theseus sagen. Er wird nie beleidigen, aber auch keine Beleidigung ungerächt lassen.

Noch lange zögerte die Sonne, ehe sie wieder über den Horizont herauf stieg, und da traf sie den heldenmüthigen Jüngling schon auf dem Wege mit großen Entwürfen erfüllt. Mit Wärme hatte er Mutter und

Groß-

Großvater an seine Brust gedrückt, aber sich rasch aus ihren Armen gerissen. Pittheus tröstete die bekümmerte Mutter mit süßen Verheißungen. Geleit' ihn Neptun, sagte sie ruhiger, und Venus, die jungen Helden so hold ist!

Ungeduldig nach einer Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen, setzte Theseus seinen Weg eine Zeitlang fort, ohne daß er eine Veranlassung dazu fand. Er hatte so viel von den grausamen Riesen gehört, welche die Reisen auf diesem Wege so gefahrvoll machten, und noch hatte sich keiner vor ihm gezeigt. Als er aber die Gegenden von Epidaurus durchstrich, durch welche man nach der Corinthischen Landenge muß, stieß er auf den Keulenträger Pheretes, der die Vermessenheit hatte, ihn anzufallen. Muthig zog der Jüngling sein Schwerdt und

stellte

stellte zum Kampf sich entgegen. Grimmig waren die Schläge des Keulenträgers; aber immer wich ihnen Theseus aus. Endlich schien Pheretes alle seine Kräfte in einen einzigen Schlag zu vereinigen, und nachdem Theseus ihm abermals glücklich entgangen, benutzte er den Augenblick, wo Pheretes die Keule wieder emporschwingen wollte, und stach ihm das Schwerdt in die Brust, aus welcher sogleich dem schrecklichen Gegner mit dem Blute das Leben entrann.

Frohlockend ergriff Theseus die Keule des Riesen, die ihn nun als ein unzweideutiges Kennzeichen seiner ersten Heldenthat begleitete. Sie war ihm eine süße Last; und würdiger fühlte er sich itzt der Verwandtschaft des Herkules — denn Herkules trug auch eine Keule. Dürstend nach neuen

Gefah-

Gefahren kam er mit ihr an die Korinthische Erdenge, wo Sinnis, der gewaltige Fichtenbeuger, die Vorbeireisenden grausam zerriß. Stärker noch als Periphetes bog er zwei Fichten gegen einander, band an ihre Spitzen die Reisenden, und ließ nun die gebogenen Stämme plötzlich zurückschnellen. Theseus ward seiner nicht eher gewahr, als bis er vor ihm stand. Schon streckte Sinnis die verruchte Hand nach ihm aus, als er plötzlich die Keule emporschwang und ihm damit einen Streich an den Kopf versetzte, daß er davon betäubt zu Boden sank. Noch ehe Sinnis sich wieder sammeln konnte, versuchte Theseus, ob er dem Unmenschen seine Frevelthaten, die er an andern verübt, auf ähnliche Weise vergelten könnte. Kraftvoll wagt' er zwei Fichten gegen einander zu beugen, band Sinnis daran, und sah mit Vergnügen das schreckliche Ende des nun

nun sich wieder erholenden Wüthrichs. Ein lautes Geschrei, was er zur Linken vernahm, zog seinen Blick auf die nämliche Seite. Da sah er des Sinnis Tochter, die schöne Perigone, welche nichts von der Wildheit ihres Vaters besaß, leicht wie ein Reh sich in die Gebüsche des Waldes flüchten. Vergeblich rief sie Theseus zurück, vergeblich durchkroch er die Gegend des Waldes: Perigonen verbarg ein Dickicht von Rosenbüschen, rings umher mit wildem Spargel durchwachsen. Theseus rief sie, beschwor sie, sich nicht zu verstecken, und schwur ihr kein Leid zuzufügen. Den immer holderen Bitten des schönen Jünglings vertrauend, erhob sich nun Perigone wie eine Lilie aus dem Rosendickicht. Gerührt von den Reizen des Mädchens umschlang er sie traulich, und beschloß, ihr den Verlust des Vaters durch einen Sohn zu ersetzen; denn Herkules hatte

das auch so gehalten. Freundlich, doch unterschiedenen Gefühls, schieden sie darauf von einander. Lang sah Perigone dem Jünglinge nach, und gern hätte sie ihn in ihren Rosenbüschen behalten; aber Theseus sah vorwärts und folgte der Stimme des Ruhms.

Als er nach Kromyon kam, vernahm er die Klagen der dortigen Waldbewohner über ein wildes Schwein von ungeheurer Größe, welches die ganze Gegend umher verheerte. Schon mancher, der es versucht, die Leene zu tödten, war nicht wieder heimgekehrt. Theseus scheute den Vorwurf, nur nahen Gefahren getrotzt zu haben: rastlos durchstrich er demnach die Wälder nach der furchtbaren Leene, und erlegte sie glücklich.

Jede neue That stählte den Muth des Jünglings so mächtig, daß er an keine Gefahr mehr

mehr glaubte. Nah an den Grenzen der Stadt Megara thronte ein Räuber auf einem Felsen, dicht am Gestade des Meeres. Alle, die dem Pheretes und Sinnis entwischten, waren die sichere Beute des Skiron. Schmal war der Weg, der sich vor seiner Höhle vorbeiwand. Niemand konnt' ihm entschleichen, wenn er nicht wählte, lieber des Nachts von den Felsenwänden ins Meer hinabzugleiten, als am Tage von ihm hinab geschleudert zu werden. Gegenüber der furchtbaren Höhle wölbte sich ein Fels zu einem geräumigen Sitze, der sich in schwindelnder Höhe über das Meer, das unten die Felsen bespülte, hinausbog. Hier saß der schändliche Räuber, bot jedem Fremdling die Füße zu waschen, und stieß ihn dann rücklinks mit Hohngelächter hinab. Theseus ergrimmte über den Frevler, als er ihn ansichtig ward, und drang mit solchem

Unge-

Ungestüm auf ihn los, daß er ihm gleich mit seiner Keule den Kopf zerschmetterte. Ohne sich lange bei dem scheußlichen Anblick seines zerschlagenen Gesichts zu verweilen, schleppte er ihn vollends zu dem berüchtigten Sitze, und stieß ihn mit dem Fuße in den Abgrund hinab.

Bis hieher hatte Theseus die Straße von Räubern gereinigt; aber noch gab es deren im Schooße von Attika selbst; denn des Herkules Abwesenheit hatte sie sicher gemacht. Sieggewohnt suchte nun Theseus ohnweit Eleusin den Arkadier Kerkyon auf, und erlegt' ihn im Kampfe. Gleiches Loos traf noch mehrere Räuber der Gegend; aber noch war von allen der schlimmste übrig. Dieß war Prokrustes, bekannt durch die gräßlich-sonderbare Gewohnheit, seine ergriffene Gäste dergestalt in seine Betten zu

pas-

passen, daß er die einen fürchterlich ausdehnte, oder die andern an Haupt und Füßen verstümmelte, bis sie das gehörige Maaß erlangt hatten. Rachevoll eilte Theseus nach Hermion, den Unmenschen zu strafen, entbot ihn zum Kampfe, schlug ihn zu Boden und band ihn, um ihm ein gleiches Schicksal entgelten zu lassen.

Der Ruf so bewundernswürdiger Thaten verbreitete sich vor ihm her bis nach Athen; überall sprach man von dem unbekannten jungen Helden. An den Ufern des Kephisus kamen ihm die Phytaliden entgegen, und empfingen ihn mit Ehrenbezeigungen. Er begehrte von ihnen, in die heiligen Geheimnisse eingeweihet zu werden, empfing aber vorher die gewöhnliche Reinigung, und opferte den Göttern, bevor er von ihnen beherberget wurde. Dankbar

verließ er darauf ihr Haus, und eilte nun nach Athen.

Der Zeitpunkt, in welchem er ankangte, schien keiner der günstigsten für seine Ansprüche zu seyn. Unruhen erfüllten die Stadt; Zwietracht theilte sie in Partheien: noch größerer Zwiespalt herrschte im königlichen Hause. Medea war aus Korinth nach Athen geflüchtet, und hatte bei Aegeus eine Freistatt gesucht. Bei einem schändlichen Leben mit ihm versprach sie durch ihre Künste ihm Kinder zu schaffen. Unterrichtet von der Ankunft des Theseus und von seinen Entwürfen, wußte sie den seit einiger Zeit furchtsam gewordenen Greis, dessen Geisteskräfte das Alter geschwächt hatte, zu dem Entschluß zu bereden, den tapfern Fremdling bei einem Festgelage, was ihm zu Ehren angestellt ward, zu vergiften.

Theseus erschien vor dem König, ohne sich kenntlich zu machen. Kindliche Regung in seinem Innern gebot ihm zwar den Greis zu umhalsen und ihm den süßen Vaternamen zu geben; aber der Wunsch, die Ueberraschung des Alten noch zu vermehren, hielt ihn zurück, Aegeus sollt' ihn am Schwerdt erkennen; und dann wollt' er ihm darthun, daß es nicht ungebraucht geblieben, seit er es trug. Wie klopfte nun dem jungen Helden das Herz, als ihn der König seiner Thaten wegen mit Lob überhäufte! Beim Mahle gab ihm Aegeus an seiner Seite den Ehrenplatz, den er verdiente. Und was bahnte dir, junger Held, einen so sichern Weg durch alle Gefahren? fragte der König. Dieß gute Schwerdt, erwiederte Theseus, und wies es ihm mit scharfem auf ihn gerichteten Blick. Dieß Schwerdt? rief der König mit einer Heftigkeit aus, die

alle Anwesende in Verwunderung setzte: O sprich, wo nahmst du dieß Schwerdt? — Meine Mutter zeigte mir einen großen Stein, erwiederte Theseus lächelnd; ich hob ihn und nahm's. — O ihr Götter! Mein Sohn! Ihr Götter! schrie er mit verdoppelten Kräften, und drückte Theseus, der sich nun vollends zu erkennen gab, mit freudigem Ungestüm an seine Brust. Dank euch, gute Götter, daß ihr mir das Verbrechen erspartet, rief er aus, und sogleich schüttete er das Gift an den Boden, das er ihm als einen Ehrentrunk hatte darreichen wollen.

Aegeus gab sogleich Befehl das Volk zu versammlen, und erklärte darin den Theseus öffentlich für seinen Sohn. Die Athenienser jauchzten darüber, denn die Tapferkeit des jungen Helden war bereits das allgemeine Gespräch der Stadt geworden.

Nur

Nur die Söhne des Pallas vernahmen mit Unwillen die neue Geschichte. Wie? sprachen sie zornig: Aegeus, dessen Abkunft selbst noch zweifelhaft ist, will uns auch noch einen Fremdling unterschieben, um uns den Thron zu entreißen? Sie griffen demnach zu den Waffen. Aber Theseus stellte sich gegen sie auf, und erschlug oder zerstreute sie gänzlich.

Der Thron des Aegeus war nun befestiget; die Ruhe war in Athen wieder hergestellt — und Theseus fing an Langeweile zu fühlen. Sein Durst nach großen Thaten und zugleich die Begierde, sich die Liebe des Volks zu sichern, veranlaßten ihn, sich in die Gegend von Marathon zu begeben, wo ein wüthender Stier die Bewohner des Landes mit Schrecken erfüllte. Theseus stürzte sich über ihn her, zwang ihn in Fes-

seln, und führte ihn mit sich nach Athen. Welch ein Auflauf von Jungen und Alten, als er ihn durch die Straßen der Stadt führte! Blicke des Erstaunens und der Bewunderung waren bald auf den Stier, bald auf seinen Bezwinger gerichtet. Viele baten ihn, sich nicht mehr solchen Gefahren auszusetzen, die Athen seiner künftigen Stütze berauben könnten; und manches durch das Gerücht des neuen Triumphs herbeigezogene Mädchen, das an dem Anblick des jungen Helden Gefallen fand, zitterte noch itzt vor der scheinbaren Gefahr, als er sich über den Nacken des gefesselten Stiers hinbeugte, den er nun dem delphischen Apollo zum Opfer weihte.

Athen wünschte sich Glück, einen Helden wie Theseus einst zum Beherrscher zu bekommen, und diese Hoffnung sicherte Ae-

geus

geus den Thron. Ohne Theseus wär' er vielleicht desselben verlustig geworden, als die Gesandten des Minos von Kreta zum dritten Mal anlangten, den verhaßten Tribut an Jünglingen und Mädchen zu fordern, dessen gehässige Schmach man bloß dem Aegeus beimaß. Aegeus hatte des Minos Sohn Androgeos in seinem Gebiete einst heimlich ermorden lassen, und Minos hatte darauf das Gebiet von Athen mit Feuer und Schwerdt verheert. Selbst die Götter waren auf seine Seite getreten, und hatten Athen mit Dürre, mit Hunger und Pest heimgesucht. Auf den Rath des Orakels zu Delphi hatte man endlich, um den Frieden zu erkaufen, in des Minos Begehren gewilliget, ihm alle neun Jahre einen Tribut an Jünglingen und Mädchen zu liefern, welche dem Minotaurus, einem Ungeheuer, das halb einem Menschen und halb

einem Stier glich, aus Pasiphaens, des Minos Gemahlin, mit einem Stiere schändlich gepflogener Wollust entsprossen, auf eine schreckliche Weise zur Speise dienten.

Noch immer lebte das Ungeheuer im Labyrinthe zu Kreta, und früher als bis zu dem Tode desselben durfte Athen auf keine Erlösung von diesem empörenden Tribute hoffen. Zum dritten Mal also erschienen des Minos Gesandte, und neues Murren entstand zu Athen wider Aegeus. So gering auch immer die Zahl war, die das Opfer erheischte, so trauerten doch alle Väter und Mütter, so zitterten doch alle Mädchen und Jünglinge ob des schrecklichen Looses, das sie zu treffen drohete. Mit gesenkten Häuptern schlichen die Bürger Athens zum Prytaneum, das furchtbare Loos zu ziehen, und fleheten ängstlich zu den

Göttern,

Göttern, wann sie die zitternde Hand darnach ausstreckten. Auf einmal trat Theseus in die Versammlung. Bürger Athens, rief er aus, hier stell' ich mich selbst statt eines der Jünglinge, die das Schicksal dem Minotaurus bestimmt: entweder theil' ich den Tod mit den übrigen, oder ich rette sie vom Verderben, und befreie Athen auf immer von dieser sklavischen Schmach. Bewunderung schilderte sich auf allen Gesichtern der Bürger Athens, und mischte sich mit Gefühlen der innigsten Rührung. Vergebens bemühte sich Aegeus, sein Unternehmen ihm auszureden: Theseus blieb unerschütterlich fest auf seinem Entschluß. Er eilte zum delphischen Tempel, dem Apollo einen geheiligten Oelzweig zu opfern, wofür das Orakel den Rath ihm ertheilte, der Venus ein Opfer zu bringen, und sie um ihr Geleite zu bitten.

Theseus gehorchte dem Orakel und that es an dem Gestade des Meers, wo bereits die schwarze Flagge des Schiffs wehete, welches die jungen Opfer nach Kreta bringen sollte. Theseus hatte im Geheim seine Keule in dem Schiffe verbergen lassen, und seinen Vater dadurch einigermaßen beruhiget. Hoffnungsvoll auf den Beistand der Götter, gab Aegeus dem Steuermann eine weiße Flagge, welche er bei der Rückkehr mit der schwarzen vertauschen sollte, wenn Theseus den mit so vielen Gefahren verknüpften Entwurf glücklich ausgeführt hätte. Das Schiff entfernte sich nun von dem Ufer, und mit gen Himmel gerichteten Armen, klagten Väter und Mütter, klagten Schwestern und Brüder ihm nach.

Die Fahrt war glücklicher als die unglücklichen Schlachtopfer es wünschten; nur

Theseus konnte kaum die Landung erwarten. Kreta's Bewohner hatten sich an das Ufer gedrängt, die atheniensische Jugend zu sehen, und unter ihnen befand sich auch Ariadne, die schöne Tochter des Minos. Nicht bloß die Neugier der Menge hatte sie an das Ufer geführt, sondern ein mitleidsvolles Gefühl für die unglücklichen Opfer; doch hatt' es ihr nicht geahnet, daß einer der Jünglinge ihr weiches fühlendes Herz mehr als alle beunruhigen würde. Innigst vom Anblick des Theseus gerührt, der mit ruhigem Stolze über die Menge hinwegschaute, hob sich ihr jungfräulicher Busen dem Jüngling mit Liebe entgegen. Lang ruhten des Theseus milder gewordene Blicke auf dem ausdrucksvollen Gesichte und der schönen Gestalt des reizenden Mädchens; aber ernsthaft glitten sie wieder abwärts in die nächtliche Ferne von Tod oder Rettung.

Von diesem Augenblick an war Ariadne mit Entwürfen beschäftiget, den schönen Jüngling und seine Gefährten zu retten. Gern hätte sie sich ihm genähert, und ihm Hoffnungen zugeflüstert, von denen sie selbst noch nicht wußte, ob sie solche zu erfüllen vermöchte. Ein treuer Sklave, den sie besaß, schien ihr das tauglichste Werkzeug zu seyn, ihren Entwurf zu begünstigen. Lang war es noch hin bis zur Mitte der Nacht, wo man ohne Gefahr vor dem in Schlaf versunkenen Minotaurus die geheimen Pforten des Labyrinths sich zu öffnen getraute, um die Mädchen und Jünglinge der offenen Gruft zu überliefern, die ihre Gebeine und Schädel beherbergen sollte. Ariadne eilte demnach, den treuen Sklaven zu suchen, von dessen Klugheit sie sich den glücklichsten Ausgang versprach.

Mittlerweile hatte sich Theseus durch Denken und Sinnen erschöpft, wie er im Labyrinthe seiner Keule, oder auch eines Schwerdtes habhaft werden könnte. Auch die möglichsten Mittel, die er sich dachte, blieben noch immer Unmöglichkeiten. Unbekleidet, wie die Jünglinge und Mädchen dem Minotaurus gewöhnlich zugeführt wurden, konnte er auch nicht das mindeste verbergen, was nur irgend eine Aehnlichkeit mit Waffen gehabt hätte. Die Mauern, welche das Labyrinth umgaben, waren von erstaunlicher Höhe, so daß auch der Geübteste im Wurf nichts über dieselben hinüber zu schleudern vermocht hätte. Die Thore waren aufs stärkste befestiget, und der Zugang zu selbigen gänzlich gesperrt. Schon begann es zu dämmern; und alle möglich scheinende Mittel wurden mehrmals durchmustert, doch immer vergeblich. Theseus

dachte nicht an das Geleite der Venus, das er sich von ihr durch ein Opfer erfleht hatte; und verlor sich in düstern Betrachtungen.

Da trat Ariadnens vertrauter Sklave heimlich zu ihm und sagte: Meine Gebieterin, des Minos edle Tochter, hat dich liebgewonnen und verspricht dich zu retten. Da nimm diesen Zwirnknaul und verbirg ihn unter deinem linken Arme; er wird dir dienen, dich aus den Irrgängen des Labyrinths zu finden. Sobald der Morgen zu grauen beginnt, so blick' an den Mauern hinauf, da wird deine Retterin dir von dem Dache, wo ihr die Morgenluft zu genießen vergönnt ist, einen Dolch herabwerfen. Bist du so glücklich, den Minotaurus, der mit dem Morgen erwacht, zu erlegen, so eile mit deinen Unglücksgefährten, nach der Weisung des Knauls, wieder dem ehernen

Thore zu, wo ich eurer warten, und auf einem verborgenen Wege glücklich zum Ufer geleiten werde. Aber dann ist die Reihe an dir, Ariadnen zu schützen: sie will dir folgen, wenn du ihr Liebe gelobest.

Die schwör ich ihr bei der holdseligen Venus, welche mir sie zur Retterin sendet! erwiederte Theseus. Aber wird mir ein Dolch genügen, das Ungeheuer zu töden? Vermöchtest du wohl eine Keule, mit der ich so manches Abentheuer glücklich bestand, verborgen zu Ariadnen zu bringen, daß sie mir selbige, um Geräusch zu vermeiden, an der Mauer herabließe? — Ich will es, versetzte der Sklave, nur laß erst die Königin der Nacht über den abendlichen Horizont ihren Schleier vollends verbreiten, dann mag ich dir deinen Wunsch desto sicherer gewähren.

Die Mitte der Nacht war nun herbeigekommen: die Jünglinge und Mädchen wurden nackt in das schauervolle Labyrinth gebracht, und hinter ihnen die ehernen Thore wieder geschlossen. Theseus hatte den Zwirnknaul glücklich verborgen, und band sogleich das Ende des Fadens an einen Zacken des Thors, um sich vermittelst des Knauls wieder an den Eingang finden zu können. Theseus gebot den Jammernden Stille, und erwartete nun den Morgen noch sehnsuchtsvoller wie damals, als er die großväterliche Wohnung verließ. Endlich begann allmählig der dunkle Schleier der Nacht sich von Morgen gegen Abend zu ziehen. Kaum vermochte noch Theseus die Höhe der Mauer zu erkennen, so stellte er sich schon an den bezeichneten Ort, und harrte der frohen Erscheinung des liebenden Mädchens und seiner tödlichen Keule.

Schon graute der Morgen, und noch immer verbarg sich die Sonne der Rettung. Schon waren die Schreckengewölbe des Labyrinths vom Morgenlicht erhellet, und noch immer blickte Theseus unermüdeten Blicks empor. Endlich beugte sich Ariadne über die Brustwehr des Daches herüber und schaute nach Theseus; allein plötzlich zog sie sich wieder zurück. Die Liebe verlieh ihr die Kraft, die Keule zu heben; aber sie im Herablassen zu erhalten, verlangte mehr als gewöhnliche Stärke. Kaum hatte Ariadne sie über die Mauer herabgesenkt, als sie ihren zarten Händen entstürzte. Jauchzend ergriff Theseus seine Keule, und fühlte sich auf einmal mit Muthe gestählt. Das Getöse, was das Fallen der Keule verursacht hatte, durchtönte die Irrgänge des Labyrinths. Plötzlich erwachte der Minotaurus und witterte Menschen;

schen; gierig rannt' er herbei, die Beute zu fangen. Ha! da ist er, rief Theseus, indeß die andern erbebten: fürchtet nun nichts, doch bleibt mir immer im Rücken. Der Minotaurus gieng auf ihn los; aber Theseus empfing ihn mit einem so gewaltigen Streiche, daß er davon zu taumeln anfing, und im Taumel sich plötzlich herum wandte, wodurch einige von des Theseus Gefährten, die dem Ungeheuer zu nahe standen, von ihm umgestürzt wurden. Noch einmal versetzte der junge Held ihm einen heftigen Streich an die eiserne Stirne und schlug ihn darnieder; aber da strengte die Wuth ihn an, sich wieder vom Boden zu erheben. Doch die Schläge des Siegers folgten so wirksam und schnell auf einander, daß er bald des Gebrülls vergaß und kein Zeichen von Leben mehr gab.

Die Gefährten des Theseus waren indessen auf die Knie gesunken, den Göttern zu danken. Lasset das itzt, rief er aus, und folget mir nach. Auch Ariadne war bereits von der Mauer verschwunden. Die ehernen Thore öffneten sich, und Ariadnens treuer Sklave führte sie nun auf einem geheimen Wege, auf dem sie die edle Retterin fanden, die Theseus mit seiner Rechten umschlang, eilig zum Schiff. Schon blies ein günstiger Wind in die Segel, und alles war zur Abfahrt bereit. Ihr seid nun gerettet, sprach der redliche Sklave; aber du, Fremdling, wandt' er sich feierlich zu Theseus, gedenke des Schwurs, den du mir thatst: du gelobtest mir Schutz und Liebe für Ariadne. Schaue, für sie, der ich lange nicht danke, was du ihr dankest, weih' ich mich den unterirrdischen Göttern. — Und hiermit stürzte er sich plötzlich vom Schiff in das Meer.

Jeder-

Jedermann war von der Edelmuth des Sklaven gerührt, aber Ariadne versank darüber in Wehmuth. Immer hatte sie ihn seiner Treue wegen geliebt; itzt da er sich für sie opferte, ward er ihr noch lieber. Theseus hielt Ariadnen an seine Brust gedrückt, und trocknete von ihren Wangen die Thränen, die sie um ihn vergoß. Alle, die dem Labyrinthe entronnen waren, hingen nun ihren mannichfaltigen Empfindungen nach. Niemand von ihnen bemerkte, daß Kreta sich immer weiter aus ihren Augen verlor. Nur der Steuermann und seine Begleiter, deren Gemüther nicht mit der vergangenen, sondern der künftigen Gefahr beschäftiget waren, boten alle ihre Geschicklichkeit auf, den günstigen Wind zu benützen, weil sie die Verfolgungen der schnellen Segler von Kreta fürchteten.

Wäre auch Theseus für Furcht empfänglicher gewesen als er es war, so hatte er doch itzt nicht einmal Zeit, Besorgnisse zu hegen. Die Unschuld der schönen Ariadne und seine wachsende Liebe zu ihr waren alles, was er empfand. Wahrhaft geliebt hatt' er noch nie; aber noch war ihm auch kein Mädchen erschienen wie Ariadne. Liebevoll hing ihr Blick an dem seinigen, wenn sein nervigter Arm sie umschlang, oder sie freundlich auf seinem Schoose sich wiegte. Des schönen Jünglings geliebte Gattin zu seyn, war itzt der Inbegriff ihres ganzen Gefühls. Oft sah sie ihm mit bedeutendem Lächeln ins Gesicht, ob er auch fühle, was sie für ihn gethan; und wenn er dann mit spähenden Blicken den Grund dieses bedeutenden Lächelns in ihren schwimmenden Augen suchte, dann schmiegte sie sich noch dichter an ihn, und hemmte das Forschen seiner Blicke mit feurigen Küssen.

So schwanden dem liebenden Paare die glücklichen Tage der ersten Umarmungen. Auch das Schiffsvolk und die jungen Geretteten schöpften nun fröhlichen Muth; denn erwünschter konnte die Fahrt nicht seyn. Der mächtige Vorsprung, den sie gewonnen, schien sie außer Gefahr zu setzen, von den Kretensern erreicht zu werden. Aber nicht lange dauerte dieses Frohlocken. Ein heftiger Sturm mit Gewitter begleitet, stemmte sich der ferneren Fahrt entgegen, und bald ward, bei aller Bemühung der Schiffer, ihr Fahrzeug ein Spiel der tobenden Wellen. Nach langem gefahrvollen Herumtreiben ward es endlich an die Insel Naxos geworfen, wo der Steuermann hinter einer wilden Felsenbucht die Anker zu werfen befahl.

Ariadne hatte noch nie auf das Meer

sich gewagt, und empfand daher alle die Unannehmlichkeiten, welche die Neulinge auf selbigem gewöhnlich zu erfahren haben. Das Ungewitter hatte sie mit Schrecken erfüllt, und die Furcht hatte ihrem zarten Körper noch mehr geschadet. Stärker jedoch hatte diese Furcht auf ihre Seele gewirkt. Bisher hatte sie nur flüchtig an ihren Vater gedacht, so liebetrunken war sie gewesen, und so zufrieden mit sich, die unschuldigen Mädchen und Jünglinge, und besonders ihren Theseus gerettet zu haben. Aber in den Schrecken des Sturms erwachte nun um so mächtiger die bange Empfindung, einen Vater verlassen zu haben, der sie liebte. Itzt fühlte sie nichts als ihr Unrecht, und hörte im Krachen des rollenden Donners die Strafgerichte der zürnenden Götter. — Alle diese Gefühle hatten ihren Körper geschwächt. Kaum lag das

Fahrzeug vor Anker, so nahm Theseus sie auf seine Arme, und trug die holde Bürde in einen Kahn, um sich mit ihr an das Land zu begeben, wo er den Rest des Tages und die folgende Nacht mit ihr zuzubringen beschloß. Der Ort, wo die Landung geschehen, war eine felsige menschenleere Wildniß, und sich vom Schiffe zu weit zu entfernen, schien nicht rathsam zu seyn. Theseus suchte Moos an den Felsen, und bereitete seiner Geliebten ein weiches Lager davon. Der Sturm begann sich allmählig wieder zu legen, und Ariadne sammelte nun wieder beruhigende Gefühle in den Armen ihres Theseus. Wie beredt waren nicht ihre Lippen ihm auszudrücken, wie er so alles ihr sei! Wie viel Trost und wiederkehrende Ruhe fand sie nicht in seinen Umarmungen! Des vollen Herzens süßestes Kosen mischte sich in die Genüsse der Liebe, bis endlich

ein lieblicher Schlummer die geschäftigen Lippen schloß.

Ganz andere Eindrücke hatte der Sturm auf die Athenienser gemacht, die auf dem Schiffe geblieben waren. Mehr noch als die Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, scheuten sie den Kretensern in die Hände zu fallen. Vielleicht konnten dieselben Athen auch früher erreichen, und unter ihren ungerüsteten Mitbürgern die Schrecken des Kriegs verbreiten. Und war auch dieß nicht sogleich zu befürchten, so war es doch unvermeidlich, mit den Kretensern in Krieg zu gerathen, wenn es öffentlich kund ward, daß Ariadne sich zu Athen befände. Man ging demnach mit einander zu Rathe, wie man den Theseus von Ariadnen zu trennen vermöchte.

Ariadne ahnete nichts von den sie bedrohenden Entwürfen der undankbaren Athenienser. Sie schlummerte sanft in den Armen ihres Gemahls. Theseus erwachte zuerst, und wickelte leise sich los von der holden Geliebten, um den Schiffern Befehl zu ertheilen, sich fertig zu halten. Aengstlich trugen ihm itzt die Athenienser ihre Besorgnisse vor, und wußten schlau die Gefahr zu erhöhen, die über ihnen selbst und über ihrem Vaterlande schwebte. Sie hatten Schiffe gesehen, die vielleicht Kretensische waren, und an Athen die Frevelthat der Entführung Ariadnens zu rächen suchten. Das Unrecht war sichtbar auf Seiten Athens. Und war wohl der Zorn der gerechten Götter minder zu fürchten, als bei des Androgeos ungerechter Ermordung? Wurde nicht Minos durch Aegeus des einzigen Sohns, und nun durch Theseus der

einzigen Tochter beraubt? Kam nicht, statt der erlaubten Befreiung von jenem schändlichen Joche, mit Ariadnen ein neuer und stärkerer Fluch über Athen? Mußten nicht alle Gemüther der Bürger Athens sich wider die Tochter des Minos, als die Urheberin neuer Drangsale erbittern? Und was war nicht für Aegeus zu fürchten, dessen Thron schon bei Leistung des letzten Tributs erzitterte, ja selbst für seinen Erzeugten, der nun Athen in gleiche Gefahren verwickelte? — Nein, Theseus! (so nahm einer von ihnen das Wort) noch bist du der Stolz von Athen. Noch kannst du den Thron des Aegeus aufrecht erhalten; noch kannst du Athen vor Unglück bewahren, wenn du der Pflicht und der Stimme des Ruhms folgst. Verlaß Ariadnen und eile mit uns nach Athen: dann findet des Minos Klage nicht Statt; dann sind die Götter mit uns.

Wohl

Wohl war sie unsere Retterin; wohl gelobtest du ihr, sie nicht zu verlassen: aber dein Eid war gleichsam gezwungen, und ihre That freiwillig. Höhere Pflichten entbinden dich von deinem Gelübde. Oder könntest du Vater und Vaterland, könntest du den Thron von Athen einem Weibe aufopfern? Wolltest du deinen Namen aus dem Tempel des Ruhms wohl selbst auf ewig verbannen?

Diese Reden brachten die glühende Einbildungskraft des jungen Helden in Flammen. In seinem Innern entspann sich ein gewaltsamer Kampf. Mächtig war seine Liebe zu Ariadnen, noch mächtiger aber die Liebe zum Ruhm. Eingedenk dessen, was Ariadne für ihn gethan, wog er nachdenkend die Pflichten für sie, für Vater und Vaterland gegen einander. Hätte auch erstere,

stere, die ihre Stärke von seiner Liebe erhielt, den andern das Gleichgewicht gehalten, so senkte doch die Liebe zum Ruhm die Schaale der letztern. Kaum wurden die Athenienser das Wanken seines Entschlusses gewahr, so bestürmten sie ihn von neuem; und kaum waren sie des Erfolgs ihrer Ueberredung gewiß, so wurden die Anker gehoben. Wohlan! versetzte feierlich Theseus, nie soll ein Bedrängniß durch mich über Athen kommen! Ich will mich selbst, ich will Ariadnen vergessen: aber noch einmal muß ich sie sehen. — Doch dieß zu verhindern, hatten die Athenienser bereits vom Ufer gestochen: sie fürchteten wieder zu verlieren, was sie bereits gewonnen hatten. Anfangs setzte sich Theseus dagegen; aber das schmeichelnde Lob der Athenienser gewann ihm auch dieses Opfer noch ab.

Mittlerweile war Ariadne, bald nachdem

sich Theseus aus ihren Armen gewunden, bänglich erwacht. Ein ängstlicher Traum hatte sie in ihrem Schlummer geschreckt. Schüchtern blickte sie nach Theseus umher, und rief den geliebten Gemahl. Aber ach! Theseus verstummte der holden bittenden Stimme. Theseus! Theseus! rief sie mit hellerer bebender Stimme, wo weilst du, mein Theseus? Kannst du deine Ariadne auch nur einen Augenblick in dieser Wildniß verlassen? — Aengstlich irrte sie immer noch rufend umher durch das Felsengewinde, und lauschte bald dahin, bald dorthin, dem täuschenden Nachhall. Endlich fand sie den Weg zum Gestade des Meeres, wo sie mit Theseus am Abend gelandet; aber der Kahn war nicht mehr am Ufer. Vielleicht war er zum Schiffe gerudert, Befehle zur Abfahrt zu geben und hatte nicht wollen so früh sie dem Schlummer entreißen. Dieser Gedanke,

ihrem Herzen so wahr, beruhigte sie, und dankbar hob sich ihr klopfender Busen für seine zärtliche Sorgfalt. Ach! wie konnte sie ahnen, daß Theseus seine Ariadne auf immer zu verlassen vermöchte? — Schweigend setzte sie sich am Fuß eines Felsen, immer nach der Spitze der Felsenwand schauend, welche das Schiff und ihren Theseus verbarg; denn bald mußte er ja kommen. Wie geschwind waren nicht seine Befehle gegeben! und wie sollt' er alsdann nicht eilen, seine Geliebte vom Morgenschlummer mit Küssen zu wecken! Aber wie ward ihr, der armen Verlassenen, als sie plötzlich, und schon in ziemlicher Ferne, das Schiff von den flüchtigen Wellen davon tragen sah! Theseus! — wollte sie rufen, als sie ihn auf dem Hintertheile des Schiffs erblickte, aber die Sprache versagt' ihr den Dienst. Sie wollte sich vom Boden erheben, allein

sie vermocht' es nicht; es schien auf einmal alle Kraft von ihr gewichen zu seyn. Trokkenen Blicks starrte sie hin auf den geliebten Verräther, und immer schneller und bänger hob sich ihr Busen — ach! der so ganz von Liebe für Theseus erfüllt war. Endlich erschlaffte die Spannung des starren Schrekkens in schmerzliche Wehmuth. Götter! rief sie aus, in einem Tone, der einen Tieger gerühret hätte, Götter! ists möglich? Kann Theseus mich wirklich verlassen? Mich, die so zärtlich ihn liebte? Mich, die ihn vom Minotaurus errettete? — Hab' ich ihm doch alles geopfert, was ich besaß! Warum nahm mir der Grausame nicht lieber das Leben? Warum gab er mich reißenden Thieren preis? — Doch was klag' ich ihn an? Vielleicht, ihr Götter, habt ihr ihn selbst von meiner Seite gerissen, um eine Verbrecherin zu strafen, die einen lie-

bendes Vater um einen Fremdling verließ. O verzeihe, mein Vater! ich vergaß nur, was ich dir schuldig war, vergaß es aus Mitleiden, aus grenzenloser Liebe. Zwar hört' ich oft aus deinem Munde die Athenienser treulos nennen: aber als ich meinen Theseus zum ersten Mal sah, da vergaß ichs. — Wie? meinen Theseus? Und ich wage den Treulosen noch mein zu nennen? Nein, straft ihn ihr Götter! Ihr waret nie so geliebt wie Theseus: und doch war er treulos. Räche mich, Göttin der Liebe, und laß ihn nie wieder geliebt werden! Oder reiß' ihn aus den Armen seiner Geliebten in dem Augenblicke, wo seine Liebe stärker ist, als er selbst, damit er dann fühle, was er um Ariadnen verdient habe. Quält ihn, ihr Furien, zerfleischet sein falsches treuloses Herz! — Doch nein! nein! nein! erbarmt euch! — Ach! ich lieb' ihn noch. ——

Plötz-

Plötzlich stand sie auf und kletterte den Felsen hinan, um noch einmal das Schiff zu sehen, das ihr bereits aus den Augen verschwunden war: aber sie sah es nicht wieder. So ist er denn fort, sagte sie mit dem schmerzlichsten Gefühl: ach! er wußte nicht, was Ariadne ihm war! — Wie du so treu war'st, hub sie nach einigen qualvollen Minuten wieder an, wie du so treu warst, guter Sklave, der du für mich starbst, dich für mich den unterirrdischen Göttern weihtest! Auch ich will meiner Liebe getreu seyn; will ihm nicht fluchen, den ich liebte, will mich für ihn den unterirrdischen Göttern zum Sühnopfer bringen. Ja, euch weih' ich mich feierlich für ihn! Er war mein Gemahl: o strafet ihn nie! — Hiermit stürzte sie sich plötzlich vom Felsen ins Meer.

Noch lange stand Theseus wie unbeweg-

lich nach Naxos gekehrt; noch sah er nur die Felsen der Insel in bläulicher Ferne; und immer noch glaubt' er sie zu bemerken, als sie schon lange aus seinem Gesichtskreis verschwunden waren. Er hatte Ariadnen am Felsen gesehen, wie sie die Hand nach ihm ausstreckte. In dieser Stellung schwebte sie ihm beständig vor Augen. Oft wünschte er heimlich wieder nach Naxos zurückzukehren, um sich in ihre Arme zu stürzen: aber er wagte es nicht, seinen Wunsch zu eröffnen. Die Lobeserhebungen, womit seine Gefährten ihm huldigten, schwächten jedoch in etwas den Eindruck, den Ariadnens Bild auf ihn machte. Erst will ich Athen in Stand setzen, den Kretensern zu widerstehen, dacht' er bei sich, dann soll nichts mich zurückhalten, nach Naxos zu eilen, und Ariadnen öffentlich als meine Gemahlin zurückzubringen. Dieser feste

Entschluß beruhigte ihn; und itzt dacht' er erst wieder mit inniger Freude an den ehrenvollen Empfang, der in Athen seiner wartete. Wie groß war auf dem Schiffe der Jubel, als man endlich die Stadt von weitem erblickte!

Athen war in großer Erwartung, wie es mit Theseus geworden; und Aegeus stieg täglich auf einen Felsen, die Rückkehr des Schiffs zu erspähen. Aber wie erschrak der bekümmerte Greis, als er die schwarze Flagge erblickte! Denn im taumelnden Frohsinn hatte der Steuermann die weiße Flagge aufzustecken vergessen. Aegeus mochte die schreckliche Botschaft nicht überleben. Mein Sohn! Mein Sohn! rief er aus, ich eile dir nach, und so stürzt' er sich vor Verzweiflung vom Felsen hinab.

Mittlerweile landete Theseus im Hafen und brachte sogleich den Göttern ein Opfer. Bevor er aber Phalera verließ, erfuhr er noch von dem nämlichen Herold, den er an seinen Vater mit der Meldung von seiner glücklichen Rückkunft gesendet, dessen trauriges Ende. Er eilte nun unverweilt nach Athen, und ward mit allgemeinem Jubel empfangen. Er opferte wieder, und beging dann seines Vaters Leichenbegängniß. Nachdem er vom Throne Besitz genommen, gab er sogleich Befehl, eine Menge Schiffe zu bauen, und setzte Athen in guten Vertheidigungsstand. Hierauf unternahm er ein Werk, was nur ein Theseus auszuführen vermochte: er begab sich von Stadt zu Stadt in der attischen Landschaft, und brachte sie alle dahin, daß sie auf immer sich mit Athen in einen einzigen Staatskörper vereinigten. Nur die Reichen und

Mäch-

Mächtigen thaten ihm Widerstand: aber Theseus besaß die Liebe des Volks, und die Unzufriedenen mußten daher sich nach der Menge bequemen. So war auf einmal Athen vor allen Gefahren gesichert, und Minos durfte nicht wagen, es nun zu bekriegen.

Während sein neuer Staat sich befestigte, ging er nach Delphi, dem Apollo zu opfern; und von da begab er sich heimlich nach Naxos, um Ariadnen zu suchen. Vergebens durchstrich er die Insel. Endlich vernahm er von den Bewohnern, daß eine unbekannte Nymphe von schöner Gestalt, entseelt am Ufer des Meers gefunden, und daselbst von ihnen begraben worden. Die Umstände zeigten es klar, daß Ariadne die Nymphe gewesen. Klagend begab sich Theseus an die Ruhestätte derselben, trauerte

über ihr Schicksal, und ließ ihr zu Ehren ein Denkmal errichten.

Der Schmerz über ihren Verlust brachte eine Stimmung in ihm hervor, die sich von seinen vorigen Entwürfen ganz unterschied, und eine Zeitlang an Gleichgültigkeit grenzte. Kaum befand er sich wieder in Athen, so berief er eine allgemeine Versammlung aller Bürger des attischen Gebiets, und veränderte die monarchische Gewalt in eine Volksregierung, wodurch die Mißvergnügten die Hoffnung verloren, sich von Athen wieder unabhängig zu machen. Zu einer jährlichen Feier dieser Staatenvereinigung führte er ein Opferfest ein, die Panathenäen genannt; lud alle Völker zum Bürgerrecht ein; und theilte die Bürger in Classen, deren eine den Adel, die andere den Ackerbaustand, und die dritte die Städtebewoh-

tebewohner begriff, welche sich bloß von Künsten und Handwerken nährten. Er selbst behielt sich, als König, bloß die Aufrechterhaltung der neuen Verfassung und den Oberbefehl in Kriegszeiten vor; und so bedung er sich nur das Recht, dem neuen Staate zu dienen.

Athen mit seinem Gebiete genoß nun einer dauernden Ruhe; nur Theseus kannte sie nicht. Sein Hang Gefahren zu suchen und Ruhm durch Thaten zu ärnten, vertrug sich vollkommen mit dem Bestreben, Ariadnens Bild aus seiner Brust zu vertilgen. Er begab sich demnach aus Athen, um Abentheuer zu suchen. Die Amazonen zogen damals die Aufmerksamkeit des Peloponnes und Joniens auf sich. Herkules selbst war wider sie ausgezogen; und Theseus wandte sich also gegen den Pontus Euxinus,

um dem berühmten Alciden nicht allein die Ehre zu lassen, die Amazonen besiegt zu haben. Es gelang ihm sogar, die Königin derselben in seine Gewalt zu bekommen, und sie nach Athen zu entführen. Willig fand sich Antiope drein, ihr Bette mit Theseus zu theilen; denn nur in der Schlacht widersetzten sich die Amazonen den Männern. Ja sie kämpfte sogar an der Seite ihres Gemahls, als ihre Schwestern Athen ihretwegen mit Krieg überzogen. Da empfand erst Theseus, daß er Antiopen liebe; aber ein feindlicher Wurfspieß tödete sie, als sie eben mit ihm den Sieg über das Heer der Amazonen verfolgte.

Nicht lange nach dieser gewonnenen Schlacht verließ er Athen vom neuen, und lebte von nun an planlos und unstät. Bald erhob er sich durch seinen Heldenmuth zur

höchsten Stufe des Ruhms; bald sank er wieder zum bloßen Abentheurer herab. Wußt' er keiner Gefahr sich entgegen zu stellen, so spielt' er mit Liebeshändeln, an denen jedoch sein Herz keinen Antheil nahm. Zeigte sich dann ihm wieder ein rühmlicher Kampfplatz, so verließ er die Beute, die er gehascht, und tauschte die Myrten um Lorbern. So half er dem König von Argos, Adrast, seinen Eidam Polynices wieder auf dem Throne von Theben befestigen. So half er dem Meleager den Kalydonischen Eber erlegen. So zog er mit Jason nach Kolchis, das goldene Vließ zu erobern. Bei allem war Theseus, wo irgend ein Unrecht zu strafen, ein Feind zu bekämpfen, ein Ungeheuer zu bändigen war, oder auch sonst ein Abentheuer sich fand.

Lange noch hätte Theseus vielleicht sich

in Thaten geübt, wie sie Helden geziemen, hätt' er nicht den Pirithous, einen Lapithen, zum Waffenbruder gewählt. Diesen thessalischen Helden verdroß es, daß Griechenland nur von den Thaten des Theseus erschallte. Seiner eigenen Stärke im Kampf sich bewußt, sann er auf Mittel mit Theseus zu fechten, und siegend dessen Ruhm zu erobern. Er stieg demnach in die Marathonische Ebene hinab, und raubte die Heerden dieser fetten Gefilde. Entrüstet über diese Beschimpfung flog Theseus nach Marathon, des Pirithous Frevel zu strafen. Muthig stellte der Thessalier sich ihm entgegen; doch kaum hatten beide zum Kampf sich einander genähert, als sie, stumm sich betrachtend, aus wechselseitiger Achtung, die Lust zum Streiten verloren, und freundlich einander die Hände boten. Sogleich ward zwischen beiden ein Waffen-

bündniß geschlossen, und Theseus begleitete seinen neuen Gefährten, dessen Hochzeit feiern zu helfen. Geladen waren dazu, als Nachbarn, auch die Centauren; aber trunken von Wein ergriffen sie während des Festes die Weiber und Mädchen, um Hochzeit mit ihnen zu machen wie Pirithous selbst. Dieß verdroß den Thessalier und seine Lapithen; sie ergriffen die Waffen und schlugen mit Hülfe des Theseus die ungezogenen Gäste wieder in ihre Grenzen zurück.

Pirithous paßte vollkommen zu Theseus. Die Ruhe war die Feindin von beiden. Wie der Feige Gefahren entrinnt, so flohen sie jene. Nirgends war Anlaß, als Helden zu glänzen; sie zogen demnach auf Abentheuer umher, um den Muth nicht rosten zu lassen, und dachten nicht, daß

auch der Heldenruhm roste, wenn der Muth an Freveln und Weibern sich übe.

Griechenland hatte der schönen Mädchen so viele, daß der Ruf einer Schönheit nur außerordentliche Reize bezeichnete, die selbst die Venus zur Eifersucht reizten. Solch eine Schönheit war die berühmte Helene zu Sparta, die nicht bloß Herzen entzündete, sondern wenig Jahre darauf ganz Griechenland in Flammen versetzte. Wie, wenn wir Helenen entführten? sprach Theseus zu seinem Waffengefährten: gelingt uns die That, so entscheide das Loos, wessen Bette sie theile. Wohl! versetzte Pirithous, und beide zogen nach Sparta. Man feierte eben ein Fest der Diana, in deren Tempel die schöne Helene öffentlich tanzte. Wie staunten die Räuber, als sie Helenen erblickten! So wie die Rose dem

Auge unter den schönsten Blumen am lieblichsten blüht, eben so reizend blühte die schlanke Helene unter den griechischen Mädchen. Näher traten nun beide zum Standbild Dianens, welches die holde Nymphe mit leichten Tänzen umschwebte; und plötzlich umschlangen sie beide mit gierigen Armen. Da stürzten die Priester Dianens herbei, Helenen zu befreien, und die Räuber zu fangen. Aber von jeder Seite stieß eine mächtige Faust die Priester zu Boden; und Theseus hielt die schöne Beute umschlungen, ihr Liebe verheißend, als sie sich sträubte. Rasch schlugen sich beide durch die Priester hindurch, und flohen mit ihr nach Aphidna. Hier warfen sie um Helenen das Loos, und Theseus gewann sie; doch schwur vorher einer dem andern, dem Unbegünstigten ein anderes Mädchen entführen zu helfen. Theseus ließ im Geheim

seine Mutter Aethra herbeiholen, und übergab ihr Helenen zur Obhut. Hierauf zog Theseus wieder mit Pirithous aus, sein Heldenwort zu erfüllen.

Nicht minder beinahe durch Schönheit berühmt war Kore, des Aidoneus, Königs der Molosser, älteste Tochter. Komm, laß uns diese entführen, sprach Pirithous: zwar könnte mein Arm sie erkämpfen, aber lüsterner wird ja das Spiel der Liebe durch Raub. Mag ihres stolzen Vaters grausamer Hund auch noch grimmiger seyn als Cerberus selbst, nach welchem er ihn genannt; wir wollen durch List schon erlangen, was wir durch Stärke nicht mögen. So sprach Pirithous, und nahm mit Theseus den Weg nach Epirus.

Aber schon war das Gerücht von der

Entführung Helenens dem Aidoneus zu Ohren gekommen; und als er nun selbst von Pirithous und Theseus keinen Antrag vernahm, mit seinem Cerberus kämpfen zu wollen, um die reizende Kore zum Lohn zu erlangen, wie allen Heroen, die sich um sie bewarben, geziemte: da ließ er die losen Gesellen plötzlich gefangen nehmen und sie mit Fesseln belasten. Den Thessalier warf er hierauf gebunden dem Cerberus vor, der ihn sogleich vor des Theseus Augen zerfleischte: aber diesen ließ Aidoneus in einem Gefängniß verwahren, weil ihm die edlere Miene des Helden gefiel, den er schon vormals seiner Thaten wegen bewundert hatte; denn gern hätt' er ihm seine Kore verlobet, wär' er nur nicht als Räuber nach Molossis gekommen.

Während daß Theseus herumzog, ohne

sich um Athen zu bekümmern, und nun im Kerker noch minder der Langenweile gewohnte, hatte sich sein Verwandter, Mnestheus, einer der Jünglinge, die er vom Minotaurus errettet, bei allen Ständen Athens um Gunst und Ansehn beworben, und bald gelang es ihm völlig, den Theseus vom Throne zu stürzen. Castor und Pollux naheten sich mit einem starken Heere der Stadt, und forderten ihre Schwester zurück, unter Bedrohung des Kriegs. Mnestheus, der nicht müssig gewesen, des Theseus Schritte und Aufenthalt zu erkunden, benutzte den für Athen bedenklichen Vorfall, ihn völlig seiner Macht zu berauben. Sehet, sprach er nun laut zu den Bürgern Athens, in welche Gefahren euch ein Abentheurer verwickelt. Wollt ihr noch länger als Sklaven vor seiner Herrschsucht euch schmiegen? Eures Gehorsams gewiß, ver-

achtet

LB Coburg

achtet er euch und streifet umher, euch Feinde zu wecken, statt euch mit seinem Arme zu schützen. Entsaget dem Fremdling, der sich zum Sohne des Aegeus gelogen. Des Peteus Sohn gelobt euch hiermit, den Feind von eurem Gebiete zu entfernen. So trete du an die Stelle des Theseus, sprachen die Bürger Athens, und halte was du gelobtest. Sogleich begab sich Mnestheus zu den Tyndariden ins Lager, eröffnete ihnen die Unschuld und den Entschluß von Athen, und versprach den Ort zu entdecken, der Helenen verberge, falls sie ihn ihrer Freundschaft und ihres Beistands versicherten. Willig versprachen ihm beides die tapfern Zwillingsbrüder Helenens, und Mnestheus wies sie froh nach Aphidna, von wo sie dann Sparta wieder mit ihr in Frieden erreichten.

Theseus befand sich noch immer im Kerker bei Aidoneus. Immer dachte der König, er sollte bitten um Freiheit und Leben; aber dem Theseus kam eine Bitte theurer als beide. Dieß verdroß den molossischen König; und schon war es beschlossen, auch ihn dem Cerberus preis zu geben, als eben Herkules, auf der Heimkunft von seinen Reisen begriffen, bei Aidoneus einkehrte. Hier vernahm er mit Unwillen des Pirithous schmählichen Tod und die Gefahr, die über Theseus schwebte. Sogleich bat er bei dem König für Theseus, und erlangte dessen Freiheit als eine Gunst, die man bloß einem Herkules bewillige. Theseus war dankbar; er weihte seinem Erretter die meisten Besitzungen, die er von den Atheniensern empfangen, und machte sich nun auf den Weg nach Athen.

Wie erstaunte er, als er seine Entthronung erfuhr! Auf eine kleine Parthei sich verlassend, hofft' er sich bald durch seine Gegenwart wieder empor zu schwingen; aber er ward mit sichtbarer Kälte empfangen. Auch war er nicht mehr der liebenswürdige Held, für welchen vormals Athen eben so viel Liebe als Bewunderung empfand. Mit rauhem Ungestüm forderte er sein Erbtheil zurück; doch Niemand achtete seines Begehrens. Endlich beschloß er Gewalt zu brauchen, aber ganz Athen stand gegen ihn auf. Rache schnaubend entwich er, und fluchte feierlich der treulosen Stadt, deren zweiter Schöpfer er war.

Noch besaß er auf Skyros, wo Lykomedes regierte, einiges Land, das er von Aegeus als Erbtheil empfangen. Dort beschloß er zu hausen, bis sich das Schicksal ihm günstiger

stiger zeige, oder sonst eine rühmliche Aussicht sich öffne. Aber Mnestheus kam ihm zuvor, und ersuchte den König der Insel, den Theseus aus dem Wege zu räumen. Leicht war Lykomedes zu dieser schändlichen That zu bereden, weil es ihm hart ankam, so schöne Besitzungen wieder herauszugeben, deren er schon so lange sich angemaßt hatte. Auch schien es ihm bedenklich, einen Nachbar zu haben wie Theseus. Freundlich empfing er ihn zwar auf seinem Gebiete, und stellte sich willig, ihm sein Erbtheil und mehr noch zu geben, als er verlangte; aber sogleich dacht' er auf Mittel, den Theseus zu morden. Nach einem königlichen Mahle, womit er ihn gastfrei bewirthete, und wo beide einander beim vollen Becher sich Freundschaft gelobten, führte er ihn auf einen hohen Berg, um ihm die Aussicht über sein ganzes Erbtheil zu zeigen. Theseus unbekannt

bekannt mit tückischen Ränken, ahnete nicht, was ihm bevorstand. Sie stiegen immer höher und höher bis an die Spitze des Berges. Siehe, dieß ist dein dir gebührendes Erbtheil, sprach nun der schändliche Lykomedes, noch immer in traulichem Tone, und stürzte den unbefangenen Theseus, den kein Gedanke von Argwohn zur Vorsicht bewog, plötzlich vom schroffen Felsen hinab.

Dieß war das Ende des griechischen Helden, dessen Thaten den Dichtern Stoff genug zur Begeisterung gaben. Noch itzt horchet die Nachwelt gern den Gesängen, in welchen der Name Theseus erschallet. Noch itzt ist seine Geschichte ein geliebter romantischer Stoff für Dichter und Künstler.

Aber auch seinen Zeitgenossen blieb der Name Theseus in harmonischen Einklang

mit

mit Freiheitsliebe und Heldengefühl. Kaum war die Nachricht von seinem Tode in Athen erschollen, so erwachte beim Volke die vorige Liebe zu ihm; daher nach des Mnestheus Tode vor Troja, Demophon, ein Sohn des Theseus, ihm folgte, dessen Nachkommen von ihm den attischen Thron ererbten. Je weiter sich Theseus den spätern Atheniensern aus dem Gesichte verlor, in desto größerem Glanze erschien der Heroe: da strahlten nur die Wunder aus der Dämmerung der Vorwelt hervor, und seine Schwächen schwanden dem Auge, das nur an die Darstellung seiner edleren Züge gewöhnt war, und gern die matten Flecke verzieh, die hie und da den romantischen Lichtglanz bedeckten, in dem er erschien. Nach sieben Jahrhunderten ward er sogar vom Orakel zu Delphi gleichsam zum Schutzgott Athens erklärt; denn als die Athenienser

wäh-

während des Kriegs mit den Persern das Orakel befragten, erhielten sie den Befehl, die Gebeine des Theseus zu sammlen, und sie an dem ehrenvollsten Orte Athens zu verwahren. Das Unternehmen war schwer. Wer unterschied nach so vielen Jahrhunderten die Gebeine des Theseus von andern Gebeinen? Ja selbst darnach zu forschen, war schwierig wegen der Barbaren, so diese Insel bewohnten. Doch Cimon, des Miltiades Sohn, unternahm es, mit einem Heere nach Skyros zu gehen, und des Theseus Gebeine zu suchen. Auf die Weigerung der Inselbewohner, in sein Begehren zu willigen, griff er sie an, eroberte die Insel, und machte sie völlig zur Wüste. Niemand von den Bewohnern wußte von einem Grabmal des Theseus. Einer von ihnen erzählte jedoch von dem Gerippe eines Helden, den einst, nach einer veralteten Sage, in der

graueſten Vorzeit ein König von Skyros vom Felſen geſtürzt, neben welchem ein Schwerdt und ein Helm ſich befände. Cimons Blut bewegte ſich ſchneller bei dieſer Entdeckung; mit Ungeduld forſchte er nach der Stätte, welche ſo ehrwürdige Gebeine beherbergte. Da erfuhr er mit pochendem Herzen, daß eine unzugängliche Schlucht ſie verwahre, in welche nur Adler ſich mit ihren Schwingen hinabſenkten, um ihre Schnäbel, wie man bemerket, an dem daneben liegenden Schwerdte zu ſchärfen. Eilig ließ er ſich auf die Höhe des Bergs führen, von welcher man allein, wenn man über den Abgrund ſich beugte, das Gerippe wahrnehmen konnte. Ein aufſteigender Adler bezeichnete gleichſam dem Cimon den Ort, wohin er ſeine Augen zu richten habe. Bei den Göttern, dieß ſind die Gebeine des Theſeus, rief Cimon freudenvoll aus: aber wer vermag,

mag, gleich diesem Adler, in die Felsentiefe hinab zu dringen! — Nach mancher beschwerlichen Mühe ward endlich, nicht ohne Gefahren, auf den unwegsamen Gebirgen ein anderer Standpunkt in niedrerer Richtung gefunden. Hier ließ sich Cimon, vermittelst zusammengebundener Schiffseile, in die offene Felsengruft des Heroen hinab und brachte Gebeine und Waffen glücklich empor.

Hoher Jubel erfüllte Athen, als ein Waffenträger des Cimon auf dem Markte verkündete, Cimon habe die Gebeine des Theseus gefunden, und nähere sich bereits mit denselben der Stadt. Mit einem vermischten Schauer von Ehrfurcht und freudiger Rührung, eilten sogleich die Athenienser dem glücklichen Finder entgegen Stolz auf seine ehrenvolle Last trug Cimon die ehrwürdigen Gebeine in einer Vase, zwischen den

Reihen

Reihen des gerührten Volks, welches sich in feierlicher Stille hinter ihm anschloß, auf seiner Schulter einher. Wie verschieden waren die Empfindungen, welche diese wunderbare Begebenheit in den Gemüthern hervorbrachte! Männer dachten dabei, nach dem Ausspruch des Orakels, der dauernden Wohlfahrt Athens. Jünglingen pochte, bei Erwägung der Thaten des unsterblichen Helden, das Herz voll Muths und Vaterlandsliebe. Mädchen dachten sich ihn in seiner schönen Jünglingsgestalt, und wie er, um Ariadnens Bild aus seinem Herzen zu tilgen, auf Abentheuer verfiel. Knaben von früherem Alter, deren jugendlicher Einbildungskraft die Schrecken des Labyrinths vorschwebten, beweinten den edelmüthigen Helden, oder bestreueten den Pfad, auf welchem Cimon langsam einher ging, mit Cypressen- und Lorbeerzweigen. Alles dankte den Göttern, und vollbrachte den glücklichen Tag unter Opfern.

Das Madonnenbild.

Das Madonnenbild.

Nicht weit von dem alten Thrasimenischen See, im Gebiete des heutigen Perugia, lebte ein alter Landmann größtentheils von dem geringen Ertrage eines Weinbergs und eines Olivenwäldchens, die beide kaum ergiebig genug schienen, ihm und seiner zahlreichen Familie die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, wenn auch der ansehnliche Erbzinß, den der Eigenthümer der kleinen Besitzung, ein Edelmann von Perugia, alle Jahre mit strenger Püntklichkeit einforderte,

gänz-

gänzlich weggefallen wäre. Der arme Mann genoß nichts von dem lieblichen Muscatweine, den er selbst erbauete, und nicht viel mehr von den übrigen Früchten, die sein ämsiger Fleiß von dem Boden erzwang. Er lebte mit den Seinigen fast ganz von Kastanien, die, so köstlich sie auch dem Ausländer scheinen, für täglichen Genuß nur eine ärmliche Nahrung sind. In der ganzen fruchtbaren Gegend umher war der kleine Landstrich, den er im Schweiß seines Angesichts bauete, einer der undankbarsten: aber dafür war er mit Reizen der Ansicht und Aussicht geschmückt, die jedes heitere Auge entzücken mußten. Die näheren Hügel waren schön in einander gruppirt, und hinter denselben dehnte sich ein höheres Gebirge in die Höhe, dessen Umrisse die Natur mit veredelnder Hand gezogen hatte. Die Fruchtbarkeit der niedern Berge, mit ihren

mannichfaltigen Fruchtbäumen, in der Höhe von Pignen umkränzt, stach von den mehr oder minder bewachsenen Häuptern der hohen Gebirge vortheilhaft ab. Das reine azurne Blau des heitersten Aethers, der sich mit dem deutschen Himmel ohngefähr wie die Kornblume mit dem Vergißmeinnicht vergleichen läßt, verschönerte alle Gegenstände umher und tauchte sich mit ihnen in den lieblichen See, dessen spiegelnde Fläche drei Inseln unterbrachen, auf welchen das Auge ruhen konnte, um wieder, gestärkt, auf dem weiten Gebiete dieser reichen Naturschönheiten umher zu schweifen. Der farbige Duft in den fernen Gebirgen war eine Mischung von röthlich spielendem Veilchenblau, das in viele abstufende Tinten zerfloß, worin bald der röthliche, bald der bläuliche Ton vor dem andern hervorspielte. Selbst die Schattentiefen erhielten durch

dieses Farbenspiel eine Klarheit, welche über das Ganze Verschmelzung und Weichheit verbreitete.

Von so viel Herrlichkeit umgeben, lag die Hütte des armen Landmanns, den vielleicht mancher begüterte Wandrer beneidete, welcher, ergriffen von seinen schwärmerischen Gefühlen, hier nur von Idyllen träumte, und das Glück des Landlebens in dem verschönerten Lichte sah, wie die Dichter es schildern. Ihm scheinet oft die niedrigste Hütte beneidenswerther, als das reizendste Landhaus, weil seine Einbildung alle die sorglosen Freuden hinein verlegt, die in seine schwärmende Vorstellung, der er unvermerkt seinen eigenen, oder doch einen blühenden ländlichen Wohlstand unterschiebt, gewöhnlich verwebt sind. Aber wie selten entwickelt sich ein solches erhöhtes Gefühl

in

in den Herzen der ärmeren Landbewohner, und wie viel seltner wird es, falls es entkeimt, durch ländlichen Ueberfluß genährt und gepflegt! Nur dann ist ein ländliches Glück bei unverdorbenen Menschen zu suchen, wenn sie, von fremden Wünschen befreit, durch ihre Thätigkeit mehr noch erzielen, als ihr Bedürfniß erheischt, und wenn nicht dringende Noth von ihnen fordert, ihre edleren Erzeugnisse, ohne selbst davon zu genießen, mit Seufzen an Andere zu veräußern.

In diesem letztern Falle war der Bewohner der armseligen Hütte, in welcher wir uns itzt, ohne alle romantische Vorstellung, umsehen wollen. Die Kinder nähren sich begierig von einem dünnen Fladen, aus gestampften Kastanien geknetet, die ihre tägliche Nahrung sind, an welchem die kränkelnde

kelnde Mutter, mit dem Säugling an der Brust, einigen Antheil nimmt, während der von der Arbeit entkräftete Vater, ohne Eßlust, auf seine Gattin und seine neun Kinder, von welchen das älteste erst zwölf Jahre gezählt, sorgenvoll hinblickt, und mit innerer Wehmuth an die Zukunft denkt. Bloß seine Armuth hindert ihn, glücklich zu seyn, denn seine Gattin und Kinder, die er so herzlich liebt, machen den einzigen Gegenstand seiner Klagen und Wünsche aus.

Der arme Mann sah nichts von der herrlichen Gegend umher; sein Auge war von Kummer getrübt, und überall, wo er es zum schönen blauen Himmel empor hob, schwebten die umdüsternden Sorgen seines Herzens dazwischen. Die Zeit kam immer näher, wo er seinen Erbpacht zahlen sollte, und dieß Jahr war nicht so ergiebig gewe-

sen als andere Jahre; sein gutes Weib hatte lange gekränkelt, und er selbst an einer Verrenkung des Fußes mehrere Wochen gelegen, wodurch er, noch etwas durch Arbeit zu erschwingen, gänzlich verhindert worden war. Der Erbherr, das wußte er, nahm keine Entschuldigung an, und blieb aufs strengste bei der Bedingung des Erbpachts; denn es hatte ihn ja die treue Gattin, nach so manchen Verfolgungen, verächtlich von sich gewiesen. Was war demnach von einem solchen Menschen zu hoffen? Noch mangelte beinahe die Hälfte zur Zahlung: und nirgends war Aussicht, die fehlende Summe durch fremde Hülfe ergänzt zu sehen. Er zählte bereits die Tage, wo er die bisherige Wohnung verlassen sollte, ohne zu wissen, wohin er sich wenden könnte, um seine Frau und Kinder zu nähren.

Was aber diese Sorge noch drückender machte, war die sich überall einmischende Betrachtung über seine und seiner Gattin schwache Gesundheit. Er fühlte, er würde nicht lange mehr für die Seinigen leben, und in so mißlicher Lage wohl bald unter der harten Arbeit erliegen. So weh es ihm that, sein liebes Weib und den muntern Hausen seiner guten Kinder verlassen zu müssen, so hätte er sich doch gern darüber zufrieden gegeben, wenn nur die Mutter gesünder gewesen wäre, den armen Kleinen zur Stütze zu bleiben. Es ist um einige Jahre gethan, fiel ihm beruhigend ein, so können die beiden ältesten Jungen schon etwas durch Arbeit gewinnen, und mittlerweile wachsen die andern heran. Doch bald verschwand die tröstende Aussicht, die heiterste, die seine Phantasie zu erzeugen vermochte; denn ach! das Leben des schwächlichen Weibes schien

das seinige schwerlich überdauern zu können, so viel hatten ihr die Mutterpflichten bei schlechter Nahrung und stillem Kummer an ihrer Gesundheit gekostet. Sie siechte schon längst, und dennoch säugte sie noch ihr jüngstes Kind mit den letzten nahrhaften Säften ihres welkenden Körpers.

Eines Abends, als er unter so traurigen Betrachtungen, von seinen Kindern umschwärmt, mit seinem Weibe schweigend vor der Hütte saß, und sich alles recht schmerzlich dachte, wie es kommen könnte, kam ihm auf einmal der weise Einsiedler in die Gedanken, der auf dem hohen Gebirge seiner Nachbarschaft wohnte, und der von Allen gepriesen ward, die bei ihm gewesen, sich Rath und Trost bei ihm zu holen. Dieser wackere Greis hatte so manchem Kranken geholfen, das war ihm bewußt, und längst

schon hatte er sich vorgenommen gehabt, ihn zu Rathe zu ziehen, aber dringende Arbeit hatte ihn bisher daran verhindert; denn weit genug war es doch immer hin, so nahe auch das Gebirge zu liegen schien. Der folgende Morgen ward nun fest dazu bestimmt, und mit anbrechendem Tage verließ er muthlos seine Hütte, und trat die beschwerliche Reise wie ein Mann an, der wenigstens noch den letzten Schritt versuchen will, wenn er schon wenig oder nichts davon zu hoffen wagt.

Der Einsiedler wohnte auf dem hohen Gebirge nach Cortona zu, geschieden von allen Menschen, bis auf einen alternden Diener, den er jedoch mehr als Freund behandelte. Tiefer am Berge befanden sich einige Hütten, deren Bewohner unter seinen Befehlen standen, und ihn mit Allem versorgten, was er immer bedurfte. F... Mensch

in der ganzen Gegend wußte, wer dieser Einsiedler war, und woher er gekommen: nur sein menschenfreundliches Wesen war in der ganzen Gegend bekannt. Er war keiner von denen, die von den Gaben Anderer lebten; er gab vielmehr den Dürftigen selbst, nahm nichts für die Arzeneien, die er den Kranken reichte: aber Niemand wußte, woher ihm das käme, was er für sich und Andere brauchte. Man sah bloß von Zeit zu Zeit einen Fremden bei ihm einsprechen, der ihm auf Maulthieren Gepäcke zuführte, und einen bekannten Mönch aus der Nachbarschaft, dessen er sich zu seiner Andacht bediente. Dieß war die einzige Kunde, die sich auf sein geheimnißvolles Daseyn bezog, und die in der ganzen Gegend bekannt war.

So hatte der ehrwürdige Einsiedler

schon dreißig Jahre in dieser einsamen Frei-
statt verlebt, und war in mehrerer Rücksicht
ein Wohlthäter der Gegend geworden. Kein
Wunder, wenn viele Bewohner derselben
von ihm beinahe wie von einem Heiligen
sprachen! Ein vormaliger Bischoff von Peru-
gia hatte den Ruf des frommen Mannes mit
scheelen Augen betrachtet, und ihn unter sei-
nen Stab zu beugen gesucht; allein ein ern-
ster Befehl von Rom hatte geboten, den an-
dächtigen Fremdling in ungestörter Ruhe
und freier Ausübung seiner Wohlthätigkeit
zu lassen.

Seit dieser Zeit lebte er an seinem ge-
wählten Zufluchtsorte in ungekränkter Unab-
hängigkeit; denn er hatte gleich anfangs ei-
nen beträchtlichen Strich an diesem Ge-
birge, der einige fruchtbare Thäler enthielt,
als Eigenthum erkauft. Da er die mittä-

gige

gige Lage dieser Besitzung, die vor der Tramontana geschützt war, zu mancherlei Pflanzungen tauglich und fruchtbar hielt, so zog er bald einige gute Landleute an sich, die seine Absicht befördern halfen, und so entstand nach und nach noch eine kleine zerstreute Kolonie von zufriednen Menschen in seiner Nähe, die jedes urbare Plätzchen am Berge, seinen Wünschen gemäß, zu benützen wußten. Die Leute, die zum ersten Mal diese Höhen betraten, waren von diesem fleißigen Anbau ganz überrascht, und der beschwerliche Weg, der zuweilen sich ziemlich steil in die Höhe zog, wurde ihnen dadurch aufs angenehmste verkürzt. Oben auf der Höhe stand die niedere aber geräumige Hütte des Einsiedlers, wenig versprechend von außen, aber von innen bequem und reinlich. Noch weit über die Gebiete von Perugia und Cortona reichte die Aus-

sicht hinweg, und von einer höhern Spitze des Bergs konnte man sogar das adriatische Meer entdecken. Unter dieser Spitze bildete der Berg eine Art von Kessel, der zu einem Garten benützt war, und vornen an der jähen Seite des Felsen, nach Osten zu, stand eine kleine Capelle von rohen Steinen und Baumstämmen erbaut.

Es war natürlich, daß der merkwürdige Einsiedler, nachdem er in der umliegenden Gegend bekannter geworden war, allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und viele Neugierige herbeizog. Allein dieß war gerade seiner Absicht entgegen, denn er wollte sein Leben in einer völligen Abgeschiedenheit von der Welt zubringen. Er vermied also die Besuche der Fremden und Vornehmen, so viel es ihm möglich war, und so blieben sie endlich von selbst weg. Aber Armen und

Kranken, die seiner Clause sich nahten, entzog er sich nie, und endlich ward es ihm ganz zum Bedürfniß, seinen Hang zum Wohlthun gleichsam in eine Art von Gewerbe übergehen zu lassen. Besonders waren seine Arzeneien für die umliegende Gegend von dem preislichsten Werthe, da es an geschickten Aerzten fast gänzlich mangelte. Einen einzigen Tag im Jahre war er für Niemanden sichtbar, nicht einmal für seinen vertrauten Diener; er vollbrachte ihn bloß unter Fasten und Beten.

Gerade an diesem Tage kam der arme bedrängte Mann, den wir unter Zweifeln und Sorgen auf dem Wege gelassen hatten, bei der kleinen Kolonie des Einsiedlers an, und erfuhr zu nicht geringem Leidwesen, daß der Einsiedler heute nicht zu sprechen sei. Er hatte also den Weg vergeblich gemacht;

und die Arbeit versäumt, ohne seinen Wunsch, den Einsiedler wenigstens gesprochen zu haben, dießmal erfüllt zu sehen; und bis den andern Morgen zu warten, schien ihm unmöglich, weil seine Gattin seinetwegen bekümmert seyn möchte. Der eine Bergbewohner, der von seinen Klagen gerührt war, reichte ihm einige Stärkung, und rieth ihm dann vollends hinaufzusteigen, und mit des Einsiedlers Diener zu reden. Der gute Mann befolgte diesen Rath mehr aus Willfährigkeit gegen den, der ihn gegeben hatte, als aus eigenem Antrieb.

Als er den Berg erstiegen hatte, und Niemanden um die Hütte des Einsiedlers erblickte, ging er auf die Capelle zu, und fand sie offen. Mit schwerem Herzen warf er sich nieder und betete. Nach einer Weile hob er den schweren Blick zu einem Madon-

nenbilde

nenbilde empor und seufzte. Schöner und göttlicher hatte er selbst in Perugia weder Madonna noch Kind gesehen. Ihm schien es, als strömte Tröstung und Ruhe von diesem Bilde herab, und so kniete er lange in tiefem Anschaun verloren.

Der Diener des Einsiedlers hatte ihn schon eine geraume Zeit in dieser Stellung betrachtet, ohne von ihm bemerkt zu werden. Endlich wurde er ihn gewahr, und sogleich erhob er sich von den Stufen des Altars, um ihm die Absicht seiner Ankunft zu eröffnen, und wie er bereits mit Bedauern vernommen, daß er den weisen Mann nicht sprechen könne, auf dessen Hülfe er doch in seiner traurigen Lage sein ganzes Vertrauen gesetzt habe. Der alte Diener rieth ihm bis morgen zu warten und in der Berghütte zu übernachten, wo er eingekehrt

war;

war; allein der arme Pilger wendete ihm mit so nachdrücklicher Versicherung ein, er könne sein liebes kränkliches Weib seinetwegen unmöglich so lange in Sorgen lassen, daß der Diener sogleich für ihn eingenommen wurde, und ihm durch tröstende Theilnahme alles entlockte, was seinen häuslichen Zustand betraf, und woraus die reine Herzensgüte des armen Mannes sichtbar hervorleuchtete.

Der Diener bestand darauf, daß er bis morgen warten solle, und versprach ihm, da er ohnedieß Jemanden in seine Nachbarschaft senden müsse, seiner Gattin wissen zu lassen, daß er heute nicht kommen werde, weil er den Einsiedler erst morgen sprechen könne. Nach langer Ueberlegung gab er endlich nach, und der Diener verließ ihn, um die Botschaft zu besorgen.

Der arme Mann kehrte indessen zur Capelle zurück, und kniete nochmals vor dem Bilde nieder, ohne beten zu können. Ihm war es, als ob seine Thekla, wie er sie heirathete, einige Aehnlichkeit mit diesem Bilde gehabt hätte. Itzt verglich er ihr blasses Gesicht, ihr mattes Auge, ihren erschlafften Körper mit ihrer vormaligen jugendlichen Schönheit. Welch ein Unterschied! Aber jene sanften Züge, die vormals sein Herz ergriffen, hatte sie noch immer; nur daß sie itzt eine entgegengesetzte Wirkung in ihm hervorbrachten. Sonst rührten sie ihn bis zum Entzücken, und itzt bis zur innigsten Wehmuth. Diese Vergleichung erregte seinen Kummer auf das lebhafteste, und er versank in schmerzliche Empfindungen, die feuriger zu Gott redeten, als es Worte vermocht hätten.

End.

Endlich kam der Diener des Einsiedlers zurück, und hieß ihn nach vollendetem Gebete in den Garten kommen, um einige Stärkung zu sich zu nehmen. Dort trafen sie nach einer Weile wieder zusammen, und das Herz des bewegten Mannes fühlte sich erleichtert, als es die ganze Fülle desselben in ein anderes ergießen konnte, das einer wahren Theilnahme fähig war. Am meisten schien ihn der Wunsch zu beschäftigen, daß, wenn auch er selbst, bei seinem geschwächten Körper und den mühseligen Arbeiten, auf kein langes Leben mehr rechnen dürfe, wenigstens seine Gattin ihre Gesundheit wieder erhalten möchte, damit seine armen Kinder doch die Mutter behielten und nicht ganz älternlos würden. Der Diener tröstete ihn, so gut er konnte, ließ sichs angelegen seyn, seinen Gast zu erheitern und gut zu bewirthen, und der übrige

Tag verging unter Gesprächen und Besuchen bei den Hüttenbewohnern des Einsiedlers.

Ein sanfter Schlaf, wie er ihn lange nicht mehr gehabt, hemmte die Unruhe seiner Erwartung bis zum andern Morgen. Das sanfte Madonnenbild schwebte ihm im Traume vor, und es war kein Wunder, daß seine Phantasie das Ideal desselben mit dem jugendlichen Bilde seiner Thekla zusammenschmolz, und daß Rückerinnerungen an seine glücklichern Tage der Madonna ein sanftes Lächeln für ihn liehen, was ehemals der Geliebten seines Herzens angehört hatte. Aber der gute Mann hielt dieses Traumgesicht für eine glückliche Vorbedeutung, ohne die Erscheinung näher zu prüfen. Er glaubte, die heilige Jungfrau sei ihm erschienen, und hab' ihm Muth und Hoffnung für die Zu-

kunft einflößen wollen, welches auch für den Augenblick die erwünschteste Wirkung bei ihm that. Er hoffte itzt mit Zuverlässigkeit, daß er von dem Einsiedler für seine und seiner Gattin Gesundheit die sichersten Rettungsmittel erhalten werde, und konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher ihn der Diener des heiligen Mannes in die Capelle beschieden hatte.

Sie erschien endlich, und er trat mit freudigem Herzen in die Capelle. Das Traumgesicht war ihm so lebhaft geblieben, daß er sich eine vollkommene Vergleichung anzustellen getrauete. Es war ganz das nämliche Gesicht, bis auf das Lächeln des Mundes; aber es sah so gütig auf ihn herab, daß es gerade so hätte lächeln müssen, wenn dieß einem Bilde möglich gewesen wäre. Er brachte schon voraus sein herzli-

ches Dankopfer dar, und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Einsiedler um, der noch immer nicht erscheinen wollte.

Nach geraumer Zeit kam der Diener und meldete ihm, daß er sich bis gegen Mittag gedulden müsse, ohne eine weitere Ursache hinzuzufügen. Dieß war freilich keine angenehme Botschaft für den Mann, der so gern wieder zu seiner Frau und zu seinen Kindern zurück geeilet wäre. Aber was war da weiter zu thun, als die bestimmte Zeit in Geduld zu erwarten. Wenigstens konnte er doch des Abends wieder bei den Seinigen eintreffen. Seine Einbildungskraft war so geschäftig, ihm die angenehmsten Aussichten vorzuzaubern, daß ihm die Zeit nicht halb so lang wurde, als sie ihm den Tag vorher gewähret hatte.

Endlich rückte die Stunde heran, wo ihn der Diener in die Wohnung des Einsiedlers einführte. Der ehrwürdige Alte saß in einem Lehnstuhle und reichte ihm freundlich die Hand. Er befragte ihn über seine körperlichen Beschwerden, und der arme Mann ging ziemlich schnell darüber hin, um nur von den übeln Gesundheitsumständen seiner Gattin zu reden. Der Einsiedler schien mehr auf die seinige zu achten, und dieser bemühte sich immer, seine Aufmerksamkeit auf die ihrige zu lenken. Er bat ihn auf das dringendste ihr zu helfen, und zeigte, ohne die Veranlassung dazu zu entdecken, ein so festes Vertrauen auf seine Arzeneien, daß der gerührte Greis, der alles bestätiget fand, was ihm schon sein Diener von ihm gesagt hatte, demselben mit Hand und Mund versprach, alle seine Kräfte aufzubieten, um seine und seiner Gattin

Gesund-

Gesundheit wieder herzustellen. Hierauf hieß er ihn nach dem Essen wiederkommen, um die Arzeneien abzuholen, und rief seinen Diener, daß er ihn indessen bewirthen sollte.

Nach geendigter Mahlzeit ließ ihn der Einsiedler wieder zu sich rufen, und gab ihm einige Arzeneien, mit den dazu gehörigen Verhaltungsregeln. Außer diesen verordnete er die Entwöhnung des Kindes und einige Zeit darauf nahrhafte Brühen von Schildkröten, bis auf weitere Verfügung. „Vielleicht,“ sprach er, „kann ich euch beide gesund machen. Ich weiß wohl eine Arzenei, die aus dem Grunde heilt, aber sie würde für jedes von euch funfzig Scudi kosten, und so viel werdet ihr freilich nicht aufbringen können. Doch braucht nur indessen diese, wie ich euch gesagt habe, und

kommt

kommt in acht Tagen wieder zu mir, um mir von euerm Befinden Nachricht zu geben. Eher dürfet ihr aber nicht kommen, weil ihr die Wirkung dieser Arzeneien erst abwarten müsset.“ Hiermit entließ er ihn, und ging weg, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der arme Mann wäre sie ihm wohl eine lange Weile schuldig geblieben, denn die funfzig Scudi waren ihm schwer aufs Herz gefallen. Er verließ die Hütte und dankte dem Diener mit einem Händedruck, der mehr sagte, als alles, was er hätte vorbringen können. Unruhiger als jemals ging er wieder zur Capelle hin, und trat dann, ohne länger zu verweilen, seinen Rückweg an.

Er befand sich schon am Fuße des hohen Bergs, als er sich seiner Betrachtungen und

Gefühle wieder bewußt war. Von einer Arzenei zu wissen, welche die Kraft besaß, seine sehnlichsten Wünsche zu befriedigen, und ihrer doch nicht habhaft werden zu können, war der herrschende Gedanke, der alle übrigen verdrängte. Sein Traumbild war wie in einen Nebel gehüllt; zuweilen erhaschte er es wieder, und dann schien sich sein Muth aufs neue zu beleben. Aber ein Blick auf seine Lage und die Worte des Einsiedlers engten ihm immer das Herz von neuem ein. Vielleicht, dachte er wohl dazwischen, helfen auch diese Arzeneien, und wiederholte sich dabei alles, was der Einsiedler dazu verordnet hatte; allein er wußte einmal, daß es eine Arzenei gab, die weit sicherer wirkte. Ein Franciskaner, der ihm begegnete, blieb stehen, und wollte sich mit ihm in ein Gespräch einlassen; allein er hielt ihm nicht Stand. Laßt mich eilen,

ehrwürdiger Vater, sagte er mit einem Tone, welcher bei Jedwedem Antheil erregt hätte, daß ich zu den Meinigen komme; denn ich habe noch weit, und die Sonne sinkt schon gegen die Berge. Der Franciskaner schwieg und sah ihm nach; und mit eilfertigen Schritten zog jener seine Straße fort. Der schöne Spiegel des hellen Sees ward immer matter, und die Abenddämmerung fing schon an der Nacht zu weichen, als er an seiner Hütte anlangte.

Die ältesten Kinder saßen vor der Thüre und jauchzten laut auf, wie sie den Vater erblickten. Die besorgte Gattin, welcher der liebe Mann gar zu lange blieb, brachte eben die jüngsten Kinder zu Bette, als sie den lauten Jubel vernahm. Mit offenen Armen stürzte sie ihm entgegen, und schien so munter und froh, wie er sie schon lange

nicht mehr gesehen hatte. Ihr Lächeln frischte den Traum der verflossenen Nacht wieder auf; er betrachtete sie mit stillem Vergnügen, ließ sich aber nichts von seiner Erscheinung merken. Die kleinern Kinder krochen wieder aus ihren Lagern hervor, den Vater zu herzen, und die grösseren drängten sich mit Getöse um ihn herum. Auf dem Tische stand ungewöhnliche Kost aufgetragen, die zu seiner Erquickung bereitet war, worüber er große Augen machte. Sogleich dankte ihm die freundliche Gattin für die reichliche Sendung, und nach stummer Verwunderung über diesen Dank erfuhr er erst, daß der Bote, den der Diener des Einsiedlers gesandt, ihr alles das, und noch mehr dazu, in seinem eigenen Namen überbracht habe.

Mit inniger Wärme pries er nun den

guten Diener, und wollte eben zu erzählen anfangen, als ihn die Gattin zum Essen nöthigte. Erzähle nachher! sagte sie nach ihrer freundlichen Art. Aber die Kinder ruhten nicht eher, als bis er ihnen den Einsiedler und seine Wohnung beschrieben hatte. Nach verzehrtem Abendbrod gingen die Kinder zu Bette, und nun nahm der Mann, der in diesen Augenblicken aller Sorgen vergaß, sein liebes Weib auf den Schooß, um ihr zu erzählen, was der Einsiedler verordnet und was er ihm für Hoffnungen gegeben habe. Allein die Gattin, die seine Liebkosungen herzlich erwiederte, unterbrach ihn vorher mit den Worten: Nun laß sehen, wer mehr Trost zu geben hat, ob ich, oder du!

Diese Rede machte ihn aufmerksam, allein sein Weib fragte ihm nun eines nach

dem

dem andern ab, und ließ ihm keine Zeit, über ihre Erklärung wieder Fragen an sie zu richten. Er wiederholte alles, was ihm der Einsiedler gesagt und verordnet hatte, und verschwieg auch nicht, was derselbe von der theuern Arzenei erwähnt hatte, die von Grund aus heile, seufzte aber hoch empor, daß er außer Stand sei, eine solche Summe dazu aufzubringen.

In diesem Augenblick sprang die Frau von seinem Schooße auf, lief nach einem Schranke zu, holte ein zusammengeknüpftes Tuch herbei, und legte es mit Nachdruck auf den Tisch. Da, lieber Mann, sagte sie lächelnd, sieh nach, ob dieß Tuch einen bessern Trost enthält. Sogleich stand er auf, befühlte das Tuch und sah ihr starr ins Gesicht. Er fühlte, daß Geld darin war, und wußte nicht, was er davon denken sollte.

 Oeffne

Oeffne es nur, sagte sie noch freudiger lächelnd, es ist alles unser; der liebe Gott hat es uns bescheret. Wir können nun unsern Pacht bezahlen, und dann bleiben noch immer sechszig Scudi übrig, die du auf deine Gesundheit wenden kannst. Seine Verwunderung war immer höher gestiegen, und die Frau entfaltete nun das Tuch, um ihn völlig zu überzeugen. Aber wie bist du zu allem diesem Gelde gekommen? fragte endlich der Mann mit immer zunehmendem Erstaunen, als sie das Geld vor ihm ausbreitete. Das will ich dir gleich erzählen, sagte sie; doch du bist müde, setze dich nur erst. Und hiermit setzte sie sich wieder auf seinen Schooß, und schlang ihren Arm um seinen Nacken.

Heute Vormittags, hub sie an, ohngefähr eine Stunde vor Essenszeit, trat ein

Franciskaner ins Haus, und bat um ein Stückchen Brod und einen frischen Trunk, weil er ganz abgemattet sei, und diesen Morgen noch nichts zu sich genommen habe. Ich nöthigte ihn in die Stube, und sagte ihm, daß ich ihm heute glücklicher Weise einige Stärkung reichen könne, dergleichen uns sonst selbst etwas seltenes sei, weil wir uns bloß mit Kastanien und etwas Brod behelfen müßten und Wasser unser einziges Getränke wäre. Er bezeigte sich sehr dankbar dafür, genoß aber nicht viel, gab sich mit den Kindern ab, und fragte mich, ob mir nicht wohl sei, was mir eigentlich fehle, und ob ich einen guten und fleißigen Mann habe. Ich antwortete ihm auf seine Fragen, und sagte ihm, daß du nur zu viel arbeiten müßtest, und daß du eben um unsrer beider Gesundheit willen zu dem Einsiedler gegangen seiest, und mir gestern, weil du

dort

dort hättest warten müssen, alles dieses geschickt hättest, was ich ihm hier vorsetzen könnte. Von dem Einsiedler schien er nichts zu wissen; er muß also wohl weit her seyn. Der gute Mönch that sehr mitleidig und machte auch mich ganz weichmüthig, so daß ich ihm nach und nach unsern ganzen Zustand entdeckte. Ich sagte ihm, daß wir nächstens würden ausziehen müssen, weil du nur die Hälfte des Pachtgeldes hättest zusammenbringen können, und weinte darüber, daß wir nun nicht wüßten, wo wir hin sollten, und daß mir dieser Ort einmal lieb geworden wäre, weil ich mit dir immer hier gelebt hätte. Er wischte sich die Augen einmal über das andere, und meinte, der liebe Gott würde uns schon helfen. Ach ja! sagte ich, wenn nur mein Mann gesünder wäre! Er hat sich durch zu vieles Arbeiten geschadet, und der heimliche Kummer, den er sich nicht

merken

merken lassen will, thut auch das seinige. Er sieht wohl, daß es mit mir nicht lange mehr währen kann; und ich wollte gern sterben, wenn nur er recht gesund wäre, damit unsere armen Kinder wenigstens den Vater behielten. Das werden sie noch lange, sagte darauf der Mönch, und die Mutter dazu. Euch fehlet nichts als weniger Sorgen, und bessere Nahrung, um gesünder zu werden: das sehe ich aus allem, was ihr mir angegeben habt. Aber laßt nur den Muth nicht sinken, und vertraut auf Gott, dann wird alles gut gehen. Zum augenscheinlichsten Beweise nehmt hier dieß Päckchen Geld zu euch, was mir ein wohlhabender Mann eingehändiget hat, um es unter Nothleidende zu vertheilen. Ich glaube den Willen des Gebers nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich euch die ganze Summe zustelle. Sie wird hinreichend

seyn,

seyn, euer Pachtgeld zu ergänzen, und das Uebrige benützt zu Wiederherstellung eurer Gesundheit und zu besserer Nahrung. Hiermit reichte er mir die Hand und ging, ohne mir Zeit zu lassen, ihm gehörig zu danken. Draußen hat er alsdenn noch mit den Kindern gesprochen und sie ermahnt, fromm und gut zu bleiben. -- Sieh, lieber guter Mann, wie uns Gott auf einmal aus aller Noth geholfen hat. Sprich nun, hab' ich dir nicht guten Trost gebracht?

Ja wohl, sagte der Mann; und das alles hast du durch dein gutes sanftes Wesen bewirkt. Nein, erwiederte die Frau, das giebt uns Gott um deinetwillen: du hast immer so redlich für mich und unsere Kinder gesorgt! — Ach! was hast du erst als Mutter gethan! versetzte der Mann. Ja, ja, rief er mit Feuer aus, der Segen kömmt

durch dich. Er gedachte eben seines Traums, drückte das liebe Weib fest an sich, und fuhr mit Begeisterung fort: du mußt und wirst deinen Kindern bleiben. Morgenden Tages gehe ich wieder zum Einsiedler, und bringe ihm funfzig Scudi, um dich wieder ganz gesund zu machen.

Es erfolgte nun ein edler Wettstreit zwischen beiden. Die Frau wollte die funfzig Scudi für den Mann angewendet wissen, und der Mann für die Frau. Sie stritten sich lange darüber, und jedes glaubte die triftigsten Gründe für sich zu haben. Laß uns nun zu Bette gehen, sagte die Frau: du bist müde, und der Kleine läßt mich auch noch eine Weile schlafen. Ich will alles thun, was der Einsiedler verordnet hat, und du mußt auch thun, was ich von dir verlange. Morgen mehr davon! versetzte der Mann.

Mann. — Wie ruhig war der Schlaf der guten Leute!

Am andern Morgen stand der Mann früh auf, um wieder zum Einsiedler zu wandern, und ihm die funfzig Scudi zu bringen; aber über das Knarren des Schranks, in welchem sich das Geld befand, erwachte die Frau. Sie gab sich alle Mühe ihn zurückzuhalten, und stellte ihm vor, der Einsiedler hab' ihm ja gesagt, er solle unter acht Tagen nicht wieder kommen, und da sie willens sei, den kleinen Jungen heute zu entwöhnen, wie der Einsiedler verordnet habe, so möchte er sie doch nicht allein lassen; überhaupt sei es ja besser, die Wirkung der mitgebrachten Arzeneien erst abzuwarten, um alsdann reiflicher zu überlegen, was weiter zu thun sei. Nur mit vieler Mühe brachte sie den Mann von seinem

Vorhaben ab, aber unter allen Gründen, die sie anführte, war die Entwöhnung des Kindes der einzige, der seine Wirkung that.

Die beiden Eheleute waren über das Glück, was ihnen zu Theil geworden, ausserordentlich vergnügt. Die unerwartete Hülfe, die Aeußerungen des Einsiedlers, und die trostreichen Worte des Franciskaners frischten ihren Muth wieder auf. Der Mann glaubte sehr bestimmt zu wissen, woher ihnen dieser unsichtbare Beistand käme, aber er wagte es noch nicht, seiner Gattin das Geheimniß zu entdecken, zumal da sie, seiner Meinung nach, so vielen Antheil daran hatte. Er wähnte nun seinen Traum immer besser zu verstehen, und diese Zuversicht legte ihm so aufmunternde Verheißungen gegen seine Gattin in den Mund, daß sie endlich selbst wieder zu hoffen anfing.

Die Verordnungen des Einsiedlers wurden auf das genaueste befolgt, und beide glaubten davon schon merkliche Erleichterung zu spüren.

Die bestimmten acht Tage waren nun vorüber. Der Mann schien seiner Frau der funfzig Scudi wegen nachzugeben, steckte sie aber doch im Geheim zu sich, mit dem Vorsatz, ihr gar nicht merken zu lassen, daß dieß die theuere Arzenei sei, die er ihr mitbringen wollte, und mit dieser Entschließung machte er sich vergnügt auf den Weg. Als er bei der Wohnung des Einsiedlers angekommen war, ging er zuerst in die Capelle, um seine Andacht zu verrichten und die schöne Madonna zu sehen. Aber wie erstaunte er, als er ihr Gesicht ganz verändert fand! Es war nicht mehr das holdselige Gesicht voll stiller und sanfter Erhabenheit; es

war

war ein hübsches freundliches Gesicht, wie er schon mehrere Madonnenbilder gesehen hatte. Das ganze Gemälde schien ihm anders, ob er sich gleich, weil er das vorige Mal auf die Nebendinge nicht Acht gehabt hatte, die Verschiedenheiten nicht angeben konnte. Diese Entdeckung störte ihn in seinem Gebete, ohne daß sein Dankgefühl den mindesten Antheil daran hatte.

Da Niemand kommen wollte, ging er dann gerade auf die Hütte des Einsiedlers zu. Indem trat der Diener heraus und hieß ihn freundlich willkommen. Der gute Mann konnte seinem Freunde das Glück, was ihm begegnet war, nicht vorenthalten, und machte ihm eine umständliche Erzählung von den Begebenheiten der letzten acht Tage, worüber ihm der Diener seine Freude bezeugte. Dieser meldete ihn hierauf beim

Einsiedler an, und holte ihn nach einer Weile zu ihm ins Zimmer.

Der ehrwürdige Alte nahm ihn dießmal mit noch größerer Güte auf als das vorige Mal, und fragte sogleich, ob alles, was er ihm und seiner Gattin verordnet habe, streng befolgt worden sei, und ob sie sich darauf leidlich befunden hätten. Die Antwort fiel bejahend aus. Der Einsiedler versprach ihm nun noch andere Arzeneien und gab ihm die beste Hoffnung. Dessen ungeachtet erinnerte ihn der Pachter an die theure Arzenei, von der er neulich gesprochen, und erzählte ihm seinen Glücksfall mit aller Offenherzigkeit. Hierauf legte er ihm die funfzig Scudi auf den Tisch, und bat, ihm diese untrügliche Arzenei für seine Gattin zu geben. Der Einsiedler rieth ihm, dieses Geld lieber auf seine eigene Ge-

sund-

sundheit zu verwenden, weil ein Vater so vielen Kindern immer noch unentbehrlicher sei, als eine Mutter. Er blieb aber dabei und meinte, vielleicht erhielte ihn Gott noch eine Zeitlang, und dann wüchsen seine ältesten Söhne heran, die alsdenn seine Stelle vertreten würden. Der Einsiedler fragte ihn hierauf, ob es ihm denn nicht hart ankomme, die Seinigen zu verlassen? Da drangen ihm die Thränen aus den Augen, und mit zitternder Stimme betheuerte er, daß er an diesen Augenblick nicht denken dürfe, aber es könne nun einmal nicht anders seyn. So eben fällt mir noch ein Gedanke bei, sprach der Einsiedler: wie wäre es, wenn ihr noch funfzig Scudi von eurer Pachtsumme nähmet? Vielleicht hätte der Monsignor Nachsicht mit euch, wenn ihr ihm wegen des schlechten Jahrs Vorstellungen machtet; und gesetzt, ihr müßtet auch

euern Pachtort verlassen, so hättet ihr doch für eure Gesundheit gesorgt, könntet arbeiten, und vielleicht wieder auf ein anderes Grundstück kommen. Nein, ehrwürdiger Herr, erwiederte er mit Kopfschütteln: das wäre nicht ehrlich gehandelt, und um einen solchen Preis möchte ich meine Gesundheit nicht erkaufen. Der liebe Gott hat mir sichtbar aus dieser Noth zu helfen gesucht, und ich wäre seiner Hülfe nicht werth, wenn ich sie mißbrauchte. Vielleicht hilft er mir auch wieder zu Kräften, wenn ihr mir nur sonst Mittel und Wege dazu an die Hand gebet.

Edler, rechtschaffener Mann, rief der Einsiedler mit freudiger Rührung aus, indem er sich von seinem Lehnstuhle erhob, ihr verdient gesund und glücklich zu seyn, und mit Gott sollet ihr beides werden. Mein Vorschlag war nur Prüfung. Nehmet

euer Geld zurück; ich hoffe eure und eurer Gattin Gesundheit völlig wieder herzustellen, denn aus allem sehe ich, daß bloß der Kummer und schlechte Nahrung sie zerrüttet haben. In Zukunft sollet ihr, so viel es Menschenkräften erlaubt ist, davon befreiet bleiben. Von heute an seid ihr mein Erbpachter, ohne daß ihr euern Wohnplatz verändern dürfet. Ich habe das Grundstück vor wenig Tagen an mich gekauft, um euch Erleichterung zu verschaffen. Selbst euern dießjährigen Pachtzinß hab' ich mir zurechnen lassen. Ich erlasse euch hiermit denselben nicht nur für dieses, sondern auch für einige folgende Jahre, bis ihr im Stande seyn werdet, euch besser zu nähren. Benützet itzt die Summe, die ihr in Händen habt, zu kräftigern Nahrungsmitteln und zu Anstellung eines Arbeiters, und das, was ihr in einigen folgenden Jahren erübrigen könnet,

net, verwendet auf die Verbesserung des Grundstücks, welches, wie ich höre, noch lange nicht genug bearbeitet und angebauet ist. Eure bisherige Denkungsart ist mir Bürge, daß dieser Glückswechsel keinen nachtheiligen Einfluß auf eure Gemüthsart und auf eure Wirthschaft haben werde.

Lange war dem guten Mann die Zunge vor Erstaunen und unaussprechlichem Dankgefühl gebunden. Er warf sich seinem Wohlthäter zu Füßen; aber dieser mochte ihn keinen Augenblick in dieser Stellung dulden, sondern hob ihn väterlich auf, und überließ ihn dem Diener, damit er sich wieder erholen möchte. Wie wohl dieß alles seinem Herzen that, läßt sich nicht ausdrükken. Er mußte aber versprechen, Niemandem etwas von diesen Verhältnissen zu sagen. Man ließ ihn nicht ungesättiget hinweg,

weg, und der Einsiedler übergab ihm dann neue Arzeneien, deren ordentlichen Gebrauch er ihm nachdrücklichst empfahl.

Bevor er den Rückweg antrat, ging er noch einmal in die Capelle, theils aus wirklichem Drang zu beten, theils um das Madonnenbild noch einmal zu betrachten. Es blieb wie vorher; es war keine Spur mehr von dem Ideale vorhanden, was er vormals gesehen, und was er seitdem in seinem Herzen mit sich herum trug.

Zwischen wechselnde Empfindungen und Betrachtungen getheilt, kam er dießmal zeitiger nach Hause, als das erste Mal. Er fiel seiner Gattin um den Hals, und theilte ihr unter Freudenthränen den ganzen Umfang seines Glücks mit. Kaum hätten sie es beide zu ertragen vermocht, wäre nicht

ihre Dankbarkeit und Freude in die süßeste Pflichterfüllung übergegangen. Alles, was der Einsiedler geboten, ward auf das pünktlichste befolgt. Nach und nach erhielt der Mann seine verlornen Kräfte wieder, und sein liebes Weib blühte allmählig wieder auf. Sobald sie es vermochte, machte sie sich mit ihren ältesten Kindern selbst auf den Weg, um den Einsiedler ihre Dankbarkeit zu beweisen. Diese Besuche wurden von beiden Eheleuten wechselseitig fortgesetzt, und beide sahen sie gleichsam als fromme Wallfahrten an. Das Grundstück hob sich immer mehr, und nach ein paar Jahren war der Ertrag desselben merklich gestiegen. Der ehrliche Pachter trug nun beim Einsiedler selbst darauf an, daß er mit künftigem Jahre wieder Pacht von ihm nähme; aber er setzte diesen Zeitpunkt noch weiter hinaus. Der edle Greis erlebte ihn nicht. Die Trauer über

seinen Tod, als er nach und nach in der Gegend bekannt wurde, war allgemein; aber äußerst betrübend für alle, die an seinen Wohlthaten den meisten Antheil gehabt hatten. Unser Ehepaar wurde zu seiner Beerdigung beschieden, und eilte, ihm diese letzte Pflicht zu erweisen.

Vermöge seines Testaments ward sein Diener der Erbe seiner Besitzung; nach dessen Tode aber erhielten die Kolonisten, die er angesiedelt hatte, ihren Bezirk als Eigenthum, dem Diener selbst sollte in dem übrigen Theile der zweite Sohn unsers Pachters folgen. Dieser aber überkam schon gegenwärtig seinen Pachtsitz als Erbgut für sich und seine Kinder.

Nach einiger Zeit veranlaßte der Erbe des Einsiedlers, der diese Familie sehr liebgewon-

gewonnen hatte, zwischen der ältesten Tochter derselben und einem Sohn eines dortigen Kolonisten eine Heirath, die er ganz als sein Werk betrachtete, ungeachtet sich die jungen Leute seit der letzten Weinlese schon im Geheim gewählt hatten. Ueberhaupt suchte der gute Alte den Verlust seines Herrn, so viel als möglich, zu ersetzen, und fuhr fort, allen denen, die Vertrauen zu ihm hatten, auch fernerhin Arzeneien zu reichen.

Eines Tages, als derselbe die Pachterfamilie auf ihrem Eigenthum besuchte, und das Andenken ihres Wohlthäters, über dessen Geschichte der alte Diener ein ewiges Stillschweigen beobachtete, dankbar gefeiert ward, entwickelte sich, daß der Franciskaner, der die Gattin des nunmehrigen Besitzers mit der bewußten Summe beschenkt

hatte, ein Abgesandter des Einsiedlers gewesen war, der von ihm zu Erkundigungen und Vertheilungen seiner Wohlthaten gebraucht wurde. Da sie einmal so vertraut beisammen saßen, und das Lob des Einsiedlers ihre einzige Unterhaltung war, fühlte der glückliche Gatte und Vater auf einmal das Bedürfniß, sich seines Geheimnisses wegen des Madonnenbildes zu entledigen. Er schilderte das Bild, wie er es zum ersten Male gesehen, und wie es ihm darauf im Traume erschienen sei, wo es ihm, wie vormals seine jugendliche Gattin, zugelächelt habe, und hielt alles für eine wunderbare Erscheinung, da ihm das Bild nachher ganz anders vorgekommen und auch immer so geblieben sei.

Der Erbe des Einsiedlers lächelte, als er den Irrthum seines Freundes bemerkte,

und klärte ihm nun das vermeinte Wunder auf. Das schöne Madonnenbild, was er vormals gesehen hatte, war ein Meisterstück von Raphael, um welches der vormalige Erbherr dieser Besitzung, der ein großer Liebhaber von Gemälden war, sich schon längst die größte Mühe gegeben hatte. Das herzliche Mitleiden mit der armen Pachterfamilie bewog nun den Einsiedler, ihm das Bild, so ungern er sich auch davon trennte, unter der Bedingung anzutragen, falls er auf dieses Grundstück mit ihm in Handel treten wolle. Der Monsignor griff mit beiden Händen zu; der Handel ward sogleich in Ordnung gebracht, und ein Madonnenbild von Carlo Maratti, das mit jenem ohngefähr von gleicher Größe war, in den Kauf bedungen. Auf diese Weise hatte zwar das schöne Madonnenbild zum Wohl dieser Familie mitgewirkt, aber freilich nicht

auf die wunderbare Weise, wie der Vater derselben vermuthet hatte.

Das schöne Madonnenbild von Raphael hängt noch zu Perugia in dem Pallaste des Monsignor, der ihn schon seit geraumer Zeit seinem Sohne vererbt, zwischen zwei Gemälden von Perugino, welche hinlänglich darthun, daß Raphael an ihm einen bedeutenden Lehrmeister hatte, und der Haushofmeister, der die Gemächer zeigt, erzählt den wenigen Fremden, welche das Bild aufsuchen, bei Betrachtung desselben, die Geschichte der glücklich gewordenen Pachterfamilie.

Der Ruf in die Stadt.

Der Ruf in die Stadt.

Wer seine Welt um sich her nicht selbst zu bilden vermag, und sich darin kein Gebäude häuslichen Glücks zu errichten versteht, wird nie eine wahre Zufriedenheit fühlen. Sein Wirkungskreis gleicht dann einem Grundstück, dessen ungewisse und streitige Grenzen sich in die Gebiete eifersüchtiger Nachbarn verlieren, die ihm nicht selten Verdruß und Unannehmlichkeiten bereiten, und ihn sogar im Genuß des unbestrittenen Eigenthums stören. Wenn aber die wahre Weisheit des

Lebens

Lebens in das Streben und Wirken des Menschen verwebt ist, dann gleicht der Kreis seiner nützlichen Thätigkeit einem fruchtbaren Garten, in dessen Umzäunung er sich eine friedliche Hütte erbaut, worin es ihm wohl ist. Zwar kosten Bestellung und Wartung des Bodens ihm Arbeit und Mühe; doch das Gedeihn seiner Pflanzung macht sie ihm leicht; und zwischen Aussaat und Aernte erzieht er noch manche liebliche Blume, die seinen Garten verschönert und ihm Vergnügen gewährt.

So war der Wirkungskreis des Pfarrers zu Grünborn beschaffen. Dieß beträchtliche Dorf erstreckt sich fast über eine halbe Stunde in einer vortrefflichen Aue zwischen fruchtbaren Fluren hin, und wird in der Länge von einem fischreichen Flüßchen durchschnitten, welches ohngefähr eine

Vier-

LB Coburg

Viertelstunde davon, aus einem reizenden Thale herabkömmt. Auf allen Seiten, wo man das Dorf durchwandert, erblickt man den ländlichen Wohlstand, und sowohl Gärten als Felder tragen das unverkennbare Gepräge der Thätigkeit seiner Bewohner. Als Rittergut nennt man Grünborn eines der stärksten im Lande, und wegen noch anderer dazu gehörigen Dörfer wird auch die Pfarrei für eine der besten gehalten.

Von dieser Seite betrachtet war also der Pfarrer Sembach glücklich zu preisen. Auch wußten die übrigen Pfarrer der Gegend bei ihren Zusammenkünften den reinen Ertrag seines Amts sehr gut zu berechnen; nur von den Beschwerden desselben und von den Verdiensten des Mannes sprachen sie nicht. Sembach dankte dem Himmel für seine glückliche Lage; aber so sehr er auch

den

den Werth eines reichlichen Einkommens kannte und dieß zu benützen verstand, so pries er sich doch noch glücklicher, weil es ihm so nach Wunsche gelungen war, auf seine Gemeine zu wirken, und in allem Betracht ihr Lehrer und Wohlthäter zu werden. „Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte,“ sprach er zuweilen im frohen Eifer, wenn er mit Andern über seine Verhältnisse redete, „so schlüg' ich ihn sicherlich aus.“

Sembach hatte sein Amt als eine verdiente Belohnung erhalten. Er war der Lehrer des itzigen Besitzers gewesen, und hatte ihn zur hohen Schule begleitet. Nach glücklich vollendetem Erziehungsgeschäft ertheilte ihm der alte Graf mit großer Zufriedenheit die so eben erledigte Pfarrei, und gab ihm überdieß ein beträchtliches Geschenk

zu seiner wirthschaftlichen Einrichtung, welches ihm trefflich zu Statten kam, da wenigstens die Hälfte der Pfarr-Einkünfte aus dem Ertrage der Landwirthschaft floß, und die Uebernahme des guten Bestands von der Wittwe keine unbedeutende Summe erfoderte.

Der neue Pfarrer gefiel den Bauern, sowohl durch seinen Sprachton als durch seine Gestalt und durch sein gutes Benehmen: ein günstiger vorbereitender Umstand, um desto sichrer auf sie zu wirken. Sembach freute sich auch minder des behaglichen Lebens als dieser glücklichen Lage seiner Bestimmung. Er sah gleichsam einen doppelten Wirkungskreis vor sich, wiewohl er sehr gut wußte, daß es im Grunde nur ein einziger war, nämlich seine Pfarrkinder glücklicher und besser zu machen. Sein guter

Wille

Wille gründete sich nichts weniger als auf schwärmerische Begriffe, sondern auf eine aufgeklärte Erkenntniß seiner Pflicht; und seine Einsichten vermochten denselben auf eine kluge Weise zu leiten, und durch mancherlei Kenntnisse, die er sich zu erwerben nicht verschmäht hatte, auch gehörig zu unterstützen. Da ihm der alte Graf schon früh die Aussicht eröffnet hatte, künftig einmal eine Landpfarrei zu erhalten, so war es ihm ein unterhaltendes Nebengeschäft gewesen, von allen Theilen der Landwirthschaft und von den gelungenen Fortschritten in derselben so viel zu erlernen, als es ihm durch gute Schriften, Unterredungen mit Landleuten und eigene Beobachtungen möglich gewesen war, um vielleicht auch einst von dieser Seite seiner Gemeine nützlich zu werden. Als er darauf mit seinem Zögling die hohe Schule zum zweiten Male bezog, be-

nutzte

nutzte er diese Gelegenheit, sich einige Kenntnisse von der Arzeneiwissenschaft zu verschaffen, um wenigstens in bekannten und gewöhnlichen Fällen einige Hülfe leisten zu können, oder doch über die Erfüllung der Vorschriften des Arztes mit einiger Einsicht zu wachen.

Dieß alles konnte nun Sembach bei seinem erlangten Wirkungskreise treflich in Anwendung bringen; allein er kannte die Stimmung der Bauern und ihre Vorurtheile zu gut, als daß er mit dieser Absicht sogleich hervorgetreten wäre. Er mußte sich erst ihr Vertrauen gewinnen, und dieß glaubte er dadurch am besten zu bewirken, wenn er vorher zu ihnen selbst ein freundliches Zutrauen äußerte. Er zog daher die erfahrensten unter ihnen zu Rathe, und schien sich hierin vollkommen auf sie zu verlassen.

lassen. Dieß gefiel diesen Leuten, und sein gutes Betragen hatte einen so kräftigen Einfluß auf sie, daß sie ihm allen möglichen Beistand versprachen.

Vor allen Dingen bemühte sich Sembach, seinen Amtspflichten mit wahrem Eifer Gnüge zu leisten. Seine Predigten waren so gut überdacht und wurden von ihm so überzeugend vorgetragen, daß sie selbst von einer gebildeten Gemeine entschiedenen Beifall erhalten hätten, und doch war alles so einfach und faßlich darin, daß seine Bauern sich wunderten, wie er das alles so deutlich zu machen verstünde. „Das ist ein anderer Prediger, wie unser voriger Pfarrer!“ sagten sie dann zu einander: „Er spricht so natürlich, als wenn er mit unser einem von Landwirthschaft redete.“

Die

Die Schule fand Sembach in sehr schlechten Umständen. Der Schulmeister war alt, und hatte auch jüng nicht viel zu dieser Stelle getaugt. Er war im Hause des Grafen Bedienter gewesen, und hatte sie, weil sie nicht schlecht war, als eine sichre Versorgung erhalten, ohne daß dabei erwägt worden wäre, ob auch die Schule versorgt sei. Sembach nahm sich daher des Unterrichts an, und ertheilte den wichtigsten selbst; und als nach anderthalb Jahren der alte Schulmeister starb, wußte er es durchzusetzen, daß von den beträchtlichen Kirchen-Einkünften noch etwas zu einer Besoldungs-Zulage bewilliget wurde, um einen tüchtigen Mann zu bekommen. Diesen fand er auch bald, und mittelst seiner Bemühung wurde die Schule nunmehr in die beste Verfassung gesetzt, und war nach einiger Zeit keine bloße Anstalt für den gewöhn-

wöhnlichen Unterricht mehr, sondern zugleich für die sittliche Bildung und für mancherlei Kenntnisse, welche den Kindern bei ihren künftigen Verhältnissen trefflich zu Statten kamen. Des Schulmeisters Gattin eröffnete zugleich für die Mädchen einen Unterricht im Spinnen, Stricken und Nähen; und so war weit und breit für die zweckmäßige Bildung der Landjugend nirgends besser gesorgt als in Grünborn.

Eines Sonntags, gleich nach geendigter Gottesverehrung, schlug der Blitz in die Scheune eines Bauers und zündete. Die Flamme nahm überhand, und drohte, sobald sich ein heftiger Wind erhob, dem ganzen Dorfe gefährlich zu werden. Sembach eilte noch in dem Priesterrocke herbei, um thätige Hülfe zu leisten. Die Feuersprütze versagte den Dienst, und die dazu bestimm-

ten Wassergefäße waren zum Theil nicht zu brauchen. Schon stand auch der Scheunengiebel des Nachbars in Glut; die Bauern schleppten Wasser in Menge herbei, allein sie konnten damit den Brand nicht erreichen. Hier ist nichts mehr zu thun als niederzureißen, rief Sembach, sonst ergreift die Flamme ein Haus nach dem andern. Er hatte Mühe, die Bauern zu diesem Schritt zu bewegen; denn der Besitzer der Scheune wollte nicht willigen, weil er sie noch immer zu retten hoffte: allein den übrigen leuchtete endlich der Rath ihres Pfarrers ein; sie ergriffen die Haken, und rissen die brennenden Scheunen nieder. Nun konnte das Löschen erst nützen; und kaum war die lodernde Glut nur einigermaßen geschwächt, so erhob sich ein heftiger Wind, der die Flamme, wie nun alle behaupteten, gewiß noch weiter verbreitet haben würde, wenn

sie sich nicht sogleich des Feuers durch Niederreißung bemächtiget hätten. Sembach benützte dieß allgemeine Urtheil, um die Gemeine zu vermögen, die Zerstörung der Scheunen als ein Opfer fürs Ganze zu betrachten, und den Abgebrannten die Wiederaufbauung derselben erleichtern zu helfen. Alle, die um ihn waren, bezeigten sich willig dazu, und übernahmen es auch, die übrigen zu gewinnen. Da dieser Vorfall sich noch im Frühling ereignete, so war der Verlust nicht beträchtlich, und zur Aernte standen die Scheunen schon wieder da. Die Feuergeräthe wurden nunmehr in bessern Zustand gesetzt, und Sembach brachte den alten Grafen dahin, daß er, um künftiges Unglück zu verhüten, das Gut noch mit einer tüchtigen Feuersprütze versah.

Auf diese Weise vermehrte sich die Ach-

tung und Liebe der Bauern gegen ihren würdigen Pfarrer von Tage zu Tage. Er war noch mit manchen Entwürfen beschäftiget, die er stets im Auge behielt; allein er ließ sich nicht eher etwas davon merken, als bis er glaubte, daß alles zu gehöriger Reife gediehen. Um einen gewissen Zweck zu erreichen, bemühte er sich in Gesprächen den Saamen dazu auszustreuen und die größere Anzahl der Bauern nach und nach einzeln auf seine Seite zu bringen. Er besuchte bald diesen, bald jenen, und bat dann jeden, ihn wieder zu besuchen, welches gewöhnlich des Sonntags nach der Kirche geschah; und bei solchen Gelegenheiten wußte er ihnen viel von andern Gegenden zu erzählen, welches den Bauern nicht wenig gefiel. Er that dieß zuweilen, ohne weiter ein Urtheil darüber zu fällen, oder sonst eine Vergleichung anzustellen, und so ahneten sie nicht,

was er damit beabsichtigen wollte. Fiel ja einem bei, eine Anwendung davon auf seine Gegend zu machen, so stellte Sembach nicht selten Hindernisse dagegen auf, die er jedoch, nach Befinden, eine Zeitlang bestritt oder selbst wieder vernichtete, je nachdem sich der andere dafür oder dawider erklärte, und immer ward dann der gute Gedanke, hier etwas ähnliches zu thun, von ihm gepriesen, und demjenigen, der sich dafür auf eine günstige Weise geäußert hatte, als ein Verdienst angerechnet.

So gelang es ihm endlich, daß er seiner Gemeine eine größere Liebe zum Obstbau einflößte, der bis dahin fast ganz vernachlässiget worden war. Er hatte gleich anfangs den Grund zu einer Baumschule gelegt, und sich junge tragbare Obstbäumchen kommen lassen, womit er seine verwilderten Pfarr-

gärten bepflanzte. Die Bauern sahen ihm zu, wenn er pfropfte oder impfte, und dann berechnete er, wie viel seine Gärten nach fünf bis sechs Jahren ihm abwerfen müßten. Zehen Meilen davon, erzählte er ihnen, sei eine Gemeine, die jährlich einige tausend Thaler aus guten Obstarten ziehe. Da horchten denn freilich die Bauern und wunderten sich, und erzählten es andern, wenn sie nachher in die Schenke kamen. Allmählig fing schon einer und der andere an, seinen Garten zu mustern, und nach ein paar Jahren sah Sembach fast alle Gärten bepflanzt, wobei er selbst den Bauern auf mehr als eine Weise die thätigste Hülfe geleistet hatte. Nur schüttelten sie die Köpfe, als er auch anfing, auf seine Felder Bäume zu setzen: sie warnten ihn alle und meinten, das Getreide könne nicht wachsen, wenn einst die Bäume größere Kronen bekämen.

Er aber erzählte ihnen von mehreren Gegenden, wo die Felder nicht nur mit gewöhnlichen Obstbäumen, sondern sogar mit Nußbäumen bepflanzt wären, und dennoch das schönste Getreide trügen. „Und gesetzt,“ sprach er dann, „es stünde zuweilen auch etwas dünner unter den Bäumen, so werfen doch diese, wenn sie einst groß sind, zehnmal mehr ab, als an Getreide verloren wird.“

Er erlebte bald das Vergnügen, auch hie und da junge Bäume auf den Feldern wahrzunehmen. Einige Bauern hatten sie mit ziemlicher Ueberzeugung gepflanzt; andere bloß um des Pfarrers willen, mit dem geheimen Vorbehalt, sie mit der Zeit wieder umzuhacken, wenn sie dem Getreide Schaden thun sollten; und noch andere, um damit gegen diese schädliche Neuerung dem

klaren

klaren Beweis zu führen. Das Jahr darauf wollten diejenigen, die noch keine gesetzt hatten, doch auch eine Probe damit machen, und so wurde in mehrern Gegenden der Dorfbesitzungen eine bedeutende Anzahl junger Obststämme gepflanzt. Des Pfarrers Bäume hatten schon hübsche Kronen und trugen bald Früchte: die ungläubigsten unter der Gemeine beschlichen zuweilen seine Fluren, um nachzusehen, wie das Getreide unter denselben stünde — und den Herbst darauf sah man auch auf ihren Feldern Bäume. „Hätte man es doch nicht glauben sollen," sagten die Bauern nach einigen Jahren, „daß der Herr Pfarrer Recht haben würde!"

Diese gelungenen Versuche und die so sichtbare Sorgfalt ihrers würdigen Pfarrers, ihr Wohl auf alle mögliche Art zu befördern,

fördern, flößte ihnen nunmehr ein unbedingtes Vertrauen gegen ihn ein. Einige, welche noch einige Zeit lang den bessern Unterricht in der Schule genossen, waren seit kurzem selbst zu Bauergüthern gelangt, und wurden treue Verfechter so nützlicher Neuerungen, wie sie bereits von den meisten erprobt worden waren. Mehrere faßliche Schriften, die Sembach den jüngern Bauern geliehen, waren schon ziemlich in Umlauf gekommen. Sembach wagte nunmehr nach solchen Vorbereitungen einen noch wichtigern Schritt, und that ihn mit allem möglichen Nachdruck. Die Gemeine besaß einen unübersehbaren Anger, der ihren Heerden mehr zum Spaziergang als zur wirklichen Weide diente, und sie noch hungriger wieder heimschickte, als sie gewöhnlich hinaus gekommen waren. Sembach that also den Bauern den Vorschlag, das Vieh in

den Höfen zu behalten und den Anger zu theilen, um Futterkräuter zu bauen und ebenfalls Bäume darauf zu pflanzen, die gemeinschaftlich blieben und einst durch Verpachtung für sie eine beträchtliche Summe versprächen. Er unterstützte diesen Vorschlag mit einer Beredsamkeit, die alles, was mehrere Bauern dagegen zu äußern bereit waren, wieder in sie zurückdrängte. Sie sahen sich unter einander an und verstummten. Jeder wartete darauf, was der eine oder andere vorbringen würde, aber keiner wagte zu sprechen. Sembach stellte ihnen noch vor, wie sie vor allen andern Dörfern umher sich künftig eben so sehr durch Wohlstand auszeichnen würden, als gegenwärtig durch Klugheit, wenn sie den Rath, den er ihnen so wohlmeinend ertheilte, befolgen würden. Er bat sie, ihn reiflich in Ueberlegung zu ziehen, und sich dann gemein-

schaftlich mit einander darüber zu berathschlagen. Hierauf überließ er sie ihren Bedenklichkeiten und Zweifeln und ging mit klopfendem Herzen nach Hause.

Der Sommer war schon zur Hälfte vorüber, und noch war nichts in der Sache beschlossen. Einige waren nun wohl für die Theilung des Angers gewonnen, allein der größere Theil war noch immer dagegen. Endlich nahte das Aerntefest. Sembach hielt eine Predigt voll wahrer Salbung und zeigte, daß Gott nur segnen könne, wenn Menschen sich der Mittel bedienten, die er ihnen durch eigene oder Anderer Einsichten zuwies, und enthielt sich dabei auch der geringsten Anspielung auf seinen Lieblingsentwurf. Aber er sprach mit einer Feierlichkeit, die Alle bewegte. Der übrige Tag, der eigentlich dem Vergnügen bestimmt war,

ward größtentheils mit Berathschlagungen über des Pfarrers Vorschlag vollbracht. Die wenigen jungen Wirthe, die gleich vom Anfang an dafür eingenommen waren, verstärkten ihre Parthei von Stunde zu Stunde, und endlich ward der Entschluß allgemein, des Pfarrers Rath zu befolgen. Noch ehe die Sonne über den Birkenhügel vollends hinab sank, hinterbrachten dem Pfarrer zwei junge Bauern den geschloßnen Verein, und Sembach pries diesen Tag als einen der glücklichsten.

„Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte,“ sprach er am andern Morgen zu seiner freundlichen Gattin, „so schlüg' ich ihn aus.“ Er war so zufrieden mit seiner Lage, als glücklich in seinem Hause. Sein liebes Weib nahm herzlichen Antheil an allem, was ihn erfreute,

freute, und suchte sich um die Weiber und kleinen Kinder der Bauern bei Niederkünften und Kinderkrankheiten ein gleiches Verdienst zu erwerben, wie er um die ganze Gemeine. Ob sie gleich nie auf dem Lande gelebt, so gewann sie es doch außerordentlich lieb, und besorgte den weiblichen Theil der Wirthschaft mit großem Vergnügen. Ein liebenswürdiges Mädchen, in dem sich beider Liebe verdoppelte, war ihr einziges Kind geblieben. Das schöne Knöspchen entfaltete sich allmählig zur reizendsten Blume. Die Bauern meinten, sie hätten noch nie ein schöneres Kind gesehen. Natürlich freuten sich die Aeltern darüber, so oft es gesagt ward. Der Vater, der sich auf gute Erziehung verstand, gab ihrem Geiste eine Bildung, die ihrem Körper vollkommen entsprach; und von der Mutter nahm sie in allem die sanfte Weiblichkeit an, welche die

Schön-

Schönheit so anziehend macht. Schon fast erwachsen war sie noch immer das Bild der kindlichsten Unschuld, bis endlich allmählig die jungfräuliche Ahnung eines noch unbekannten Gefühls ihr den höchsten bezaubernden Reiz gab.

„Aber besinnst du dich denn gar nicht mehr, mein liebes Minchen,“ fragte sie zuweilen der Vater, wenn sie das Dorf mit ihm durchwandelte, „besinnst du dich denn gar nicht mehr, wie es sonst hier überall aussah, als nichts wie einzelne Weiden da standen?“ Minchen verneinte dann immer, wie sie schon oftmals gethan, weil das Bild von dem vormaligen Innern des Dorfs in ihrem Gedächtniß gänzlich verwischt war. „Ist nicht das Ganze beinahe zum Garten geworden?“ fuhr er dann fort: „Doch ich weiß es schon, der Anger gefällt dir noch

mehr; da sahst du als Kind auch die Heerden so gern. Ich dächte, wir gingen zuerst durch die Mitte, und kehrten alsdann auf deinem Lieblingswege am Flusse zurück.“ Da schwebte das holde Mädchem mit heiterem Lächeln neben ihm hin, und unterhielt ihn von allem, was er gethan, und ließ sich's oftmals wiedererzählen, wie sauer es ihm geworden, die ganze Gmeine fast wider ihren Willen in solchen Wohlstand zu setzen. „Aber,“ sagte sie dann, und blickte dabei ihm freundlich unter die Augen, „dafür verehren und lieben sie dich, mein gutes Väterchen, nun auch so herzlich und wissen dir's Dank. O sieh nur, wie fett der Klee und die Esparsette hier steht, und wie die Bäume voll Birnen und Pflaumen hangen! Und dort die schönen Stettiner — wie prangen sie nicht von allen Seiten herüber!“ — Der Vater sah mit innigem Wohlgefallen umher

umher und schwieg, um Minchen Zeit zu lassen, noch immer mehr zu bemerken, und richtete, während sie sprach, sein glänzendes Auge wieder auf ihre schöne Gestalt und ihren himmlischen Reiz. „Auch sie gedieh unter deiner Pflege!“ war dann der einzige frohe Gedanke, der ihn beschäftigte; denn über denselben vergaß er des Dorfs und des Angers.

Diese fruchtbare Pflanzung, die auch noch itzt den vorigen Namen behielt, war Minchens liebster Spaziergang. Sie glich einem freien natürlichen Garten, und war doch nur ein offnes Gefilde von Fluren; besonders schön war der schattige Weg, der sich an dem Flusse hin krümmte. Hier ging sie oft einer Freundin entgegen, die während des Sommers mit ihrer Mutter auf einem benachbarten Landguthe lebte; und

Lott-

Lottchen, ein gutes und artiges Mädchen, schien ohne Minchen nicht leben zu können. Am Ende des Angers, um welchen der Fluß sich herumbog, befand sich ein Steg, wo sie bei ihren Besuchen einander gewöhnlich erwarteten, und beim Nachhausegehn auch wieder schieden. So hatten sie es schon mehrere Sommer gehalten, und immer trauerten sie, wenn der Zeitpunkt sich nahte, wo die bunter gewordenen Blätter den Bäumen entfielen, weil Lottchens Mutter das Land dann wieder verließ, und in die benachbarte Stadt zurückkehrte. Der einzige Trost der beiden Mädchen war der gewöhnliche Winterbesuch, den Minchens Aeltern mit ihr bey Lottchens Mutter abstatteten, wo sie dann immer die Summe von ihren genossenen Freuden zogen, und neue Plänchen für den kommenden Frühling entwarfen.

So nahte endlich der zwanzigste von Minchens knospendem Leben, das nun, der aufblühenden Rose gleich, im heitersten Sonnenschein umher lächelte. Ihr Busen athmete ein dunkles süßes Gefühl, das den sanften Wogen einer innern Bewegung glich, die ein beglückender Traum zurück gelassen, von welchem nichts als ein lieblicher Eindruck geblieben. Dieß holde Sehnen strebte Lottchen entgegen, die nun aufs Land zurück kommen mußte, und Minchen zählte bereits die Tage bis zu ihrer Umarmung. Lottchen kam noch gewöhnlich am nämlichen Abend auf halbem Wege, beim Steg am Ende des Angers, mit ihr zusammen, und jede der beiden Gespielinnen suchte die erste zu seyn, der Geliebten zu harren und ihr den Blumenkranz entgegen zu strecken, den jede der andern gewunden hatte. Und wenn sie dann kam, die früher erwartete

Freun-

Freundin, wie flogen sie da einander in die offenen Arme! Wie glücklich waren sie dann!

Dieser Tag war endlich gekommen, und Minchen hatte den Kranz von Veilchen gebunden, die dießmal noch blühten. Im flatternden weißen Gewande, wie zum Empfang des Geliebten geschmückt, und den Veilchenkranz in der Linken, durchwandelte sie behende das Dorf nach dem Anger, um früher zu kommen als Lottchen. Die Aeltern sahen ihr nach und lächelten still, wie Glückliche lächeln, und Alte und Junge im Dorfe, die sie freundlich begrüßte, kamen aus ihren Gehöften bis in die Mitte des Wegs, ihr ebenfalls nachzusehen, und wußten sogleich, wem diese Feier des Tages galt. —

Der Anger stand in der schönsten Blüthe. Die röthlichen Knospen der Apfelbäume durchstrahlten den Schnee der Kirschen und Birnen. Der Klee und die übrigen Saaten quollen empor, und das Ufer des Flusses, das reich an Butterblumen und Maßlieben war, glich einem grünen und weißen Teppich mit goldenen Blumen gestickt. Es war ein bräutlicher Tag der Natur und Minchens Busen hob sich geschwinder. Schon hatte sie das Ende des Angers erreicht und freute sich sehr, die erste am Stege zu seyn. Sie trat mit dem Veilchenkranze am Arm auf die Mitte desselben, wo hohe Bäume, deren Wipfel von beiden Ufern zusammen sich wölbten, schon dünne Schatten auf sie herab streueten. Da stand sie nun die Freundin erwartend, und der Spiegel des Flusses warf rein und hell das Bild des holden Mädchens zurück. Sie

gefiel

gefiel sich in diesem schwebenden Bilde, doch, schien es, nur um der Freundin willen; denn lächelnd streckte sie ihm den Arm mit dem Veilchenkranze entgegen, als wär' es Lottchen, die sie ans Herz drücken wollte.

Sie wartete lang und blickte stets nach dem Fußsteig, wo Lottchen herkommen mußte; doch Lottchen kam nicht. Es war bereits eine Stunde vergangen, und Lottchen kam immer noch nicht. So spät war sie noch niemals erschienen, und Minchen glaubte sich nun in ihrer Hoffnung getäuscht. Doch ging sie vollends über den Steg und bis an ein kleines Gebüsch, wo der Weg sich krümmte; aber so weit sie ihn auch von dort übersehen konnte, so war doch Lottchen nicht zu entdecken. Sie wartete noch, allein die Freundin blieb aus, und Minchen entschloß sich nun traurig wieder zum Rückweg.

Langsam schlich sie zum Stege und senkte das Köpfchen zur Linken, den Blick auf den vergeblich gewundenen Kranz gerichtet. Sie wollte eben vom Wege wieder herabtreten, als ein schöner junger Mann in artiger Kleidung um das Erlengebüsche herum kam, und im Begriff war, über den Steg hinüber zu gehen. Der unerwartete Anblick des schönen Mädchens wirkte so mächtig auf ihn, daß er Minchen unwillkührlich den Weg vertrat. Erst nach einer halben Minute wendete er sich auf die Seite, und grüßte das Mädchen mit ehrerbietiger Bescheidenheit. Minchen war halb erschrokken, und ließ bei ihrer Verneigung den Veilchenkranz fallen. Der junge Mann hob ihn auf und überreichte ihr denselben mit den Worten: Welch ein Geschenk, wer ihn aus dieser Hand freiwillig erhielte! Das Mädchen streckte langsam die Hand darnach

aus, und ihr holdes Gesicht schien darüber in eine Rose verwandelt. Sie lächelte Dank, und verfolgte nun mit etwas schnelleren Schritten den Heimweg.

Der junge Mann war ganz in ihrem Anschaun verloren. Er blieb wie eingewurzelt stehen, und seine Blicke folgten ihr nach. Minchen war schon eine weite Strecke gegangen, und konnte fast nicht umhin, sich einmal umzusehen, ob etwa Lottchen noch komme: da sah sie ihn immer noch stehen und drehte sich schnell wieder um. Sie ging noch geschwinder, und meinte, der Abend sei schwül, und fühlte mit ihrer Hand an die glühenden Wangen. Indem kam eine Bäuerin zwischen den Feldern mit Futter herüber gegangen; diese fragte sie, ob sie nicht einen Herrn mit rundem Huthe gesehen, und wer er wohl sei?

Die

Die Bäuerin wußte Bescheid und sagte, daß es der neue Guthsherr von Markendorf sei, was anderthalb Stunden von da hinter einem beträchtlichen Buchenwald lag.

Minchen betrachtete ihren Veilchenkranz, ohne dabei an Lottchen zu denken, und eilte in einer Stimmung nach Hause, in welcher sie sich noch nie befunden hatte. Sie war unruhig, ohne genau zu wissen, warum sie es war. Sie gab sich Mühe an Lottchen zu denken; aber ehe sie sich dessen versah, drängte sich wieder ihr kleines Abentheuer dazwischen. Wenigstens schien es ihr eines, da sie auf diesem Spaziergang nur Bauern zu finden gewohnt war. Vermuthlich hat er den Anger besehen, sann sie so für sich hin, und wird ja nicht immer kommen. Aber Lottchen hätte doch Wort halten sollen! dachte sie wieder dazwischen,

und beschloß, ihr morgen wieder entgegen zu gehen. Sie hatte sich vorgesetzt, wie Lottchen nicht kam, den Kranz in den Keller zu legen; nun aber glaubte sie nicht, daß er frisch genug bliebe, und wollte ihn, Lottchen zur Strafe, in ihrem Zimmer aufhängen. Verwelkt wird er sie doch nicht glücklicher machen, meinte sie lächelnd, wenn sie ihn gleich aus ihren Händen empfinge. Es ward ihr demnach ein frischer Kranz von andern Blumen bestimmt.

Minchen war schon gefaßt, sich gegen Vater und Mutter sehr zu beklagen, daß sie Lottchen vergeblich erwartet habe; aber sie schienen beide mit wichtigern Dingen beschäftiget, als daß sie daran viel Antheil genommen hätten, und eben deswegen beschloß sie auch von ihrem Abentheuer zu schweigen. Der Vater saß in dem Lehnstuhl hinter dem

Tische,

Tische, und neben ihm sinnend die Mutter, das Nähzeug ruhig auf den Tisch hingelegt. Vor dem Vater lag ein großes Schreiben entfaltet, das er mit funkelnden Augen betrachtete, die mehr, als der Mutter bedenkliche Blicke eine halb unterdrückte Freude verriethen. Minchen sah eins um das andere an, und konnte sich nicht darein finden. Die Aeltern schwiegen; und erst nach einiger Zeit nahm der Vater sie mit Freundlichkeit bei der Hand, und blickte sogleich nach der Mutter hinüber, als ob sie genehmigen sollte, daß er der lieben Tochter den wichtigen Vorgang erzähle. Minchen war in der größten Erwartung; ihr Busen, der ohnedieß noch in ziemlicher Unruhe war, klopfte noch heftiger; sie zog das Schreiben auf sich, und gerieth dadurch in nicht geringe Bestürzung. „Zögst du wohl künftig gern in die Stadt?“ fragte der Vater sie freund-

lich. Minchen verstummte, und stand vor ihm da wie mit Blut übergossen.“ „Hier hab' ich den Ruf als Superintendent erhalten,“ fuhr er weiter fort: „was sagst du dazu? Du hättest dann Lottchen den ganzen Winter hindurch, und wärest doch auch im Sommer nicht einsam.“

Das liebe Mädchen war äußerst betroffen. Die Gegend, in der sie bisher so glücklich gelebt, schien ihr auf einmal noch lieber zu werden, und bei dem bloßen Gedanken, sie nun verlassen zu müssen, verquollen ihr fast die Augen mit Thränen. Sie senkte das Köpfchen, um sie zu verbergen, und schwieg. Des Vaters fröhlicher Blick ward etwas düsterer, und schlich sich langsam von Minchens Gesicht auf seine Gattin hinüber, und endlich wieder zu Minchen, die immer noch schweigend zur Erde

sah.

sah. Es entging ihr nicht, daß der Vater geneigt war, dem ehrenvollen Rufe zu folgen; und diese Bemerkung fiel ihr heute noch stärker aufs Herz, als es, das fühlte sie selbst, noch gestern und andere Tage vorher geschehen seyn würde. Sie war ja in voller Freude gewesen, die lang entbehrte Freundin wieder zu sehen, und war doch so unerwartet getäuscht worden. Es war natürlich, daß sie verstimmt war, und daß sie heut alles, was ihr auch sonst nicht lieb gewesen wäre, viel tiefer als gewöhnlich empfinden mußte. Der Vater unterbrach das lange Schweigen zuerst. „Noch sind wir in Grünborn,“ sprach er freundlich zur Tochter, und streichelte ihr die glühende Wange. — „Dein Lottchen ist also nicht gekommen?“ fuhr er liebkosend fort: „Sie sind vielleicht erst des Nachmittags aus der Stadt gefahren.“ — Er ergriff seinen Stock,

um sich noch ein wenig Bewegung zu machen, und küßte sein sanftes nachdenkendes Weib, das ihm einen freundlichen Abschied nickte.

Sembach hatte zweierlei Bewegungsgründe zu seinem Spaziergang: theils wollte er seinem Herzen ein wenig Luft machen, was die Freude über den erhaltenen Ruf, die er, wie er bald sah, vor seiner Gattin und Minchen nicht ausbrechen lassen durfte, ein wenig zusammen gepreßt hatte; theils wollte er einige Striche seiner wohlthätigen Schöpfung durchwandern, um sich gleichsam selbst auf die Probe zu stellen, ob er auch den Muth haben werde, einen Wirkungskreis zu verlassen, der ihm von allen Seiten die gesegneten Früchte seiner Pflichterfüllung aufstellte, und in welchem er nun seit zwanzig Jahren, von seiner Gemeine

geliebt und geehrt, ein so zufriedenes und glückliches Leben geführt hatte. So sehr es ihm auch mit dieser Prüfung ein Ernst war, und so weh es ihm that, sich eine Trennung von seinem geliebten Wohnort als wirklich zu denken: so schien sich dennoch fast wider seinen Willen, ein leiser Wunsch dazwischen zu drängen, er möchte stark genug seyn, die angenehmen Bande zu lösen, die ihn an sein bisheriges Amt so ganz gefesselt hatten. Zwar gab er sich Mühe, ihn immer niederzudrücken, so oft er sich in seine Betrachtungen mischte: allein der Widerstand, den er ihm that, war freilich nicht kräftig genug, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Indessen war es, als wenn sich alles vereinigte, ihm seinen Sieg erleichtern zu helfen. Er sah nur zu wohl, daß seine Gattin, obschon seine Freude stets die ihrige

war, über den erhaltenen Ruf nichts weniger als Vergnügen bezeigte, und daß seine Tochter durch ihre Bestürzung und Thränen sich deutlich genug dagegen erklärte. Itzt traf er auf mehrere Bauern, die sich ihm mit ehrerbietiger Gutherzigkeit näherten, und, weil sie wußten, wie gern er sonst von ihren Pflanzungen hörte, den reichen Ansatz der Blüten an allen Arten von Bäumen nicht genug rühmen konnten. Die unruhige Verlegenheit, in die er bei diesen Gesprächen gerieth, und die ihn dießmal ziemlich einsilbig machte, ermunterte nur die Bauern noch mehr davon zu erzählen, und ihm mit dankbaren Herzen zu zeigen, wie sehr sie es fühlten, was sie ihm alle zu danken hätten. Er suchte sich endlich los zu machen, und ging geschwinder durchs Dorf, um ins Freie zu kommen; aber fast jede Wohnung erinnerte ihn, daß er das fried-

liche Glück in derselben auf mancherlei Weise befördert habe. Eine Zeitlang gab er sich ganz diesen Betrachtungen hin; er fühlte sich glücklich, und hielt es für Undank, aus diesem Wirkungskreise herauszutreten, um einer geheimen Ehrbegierde zu schmeicheln, deren aufstrebende Regsamkeit er sich nicht mehr verheelen konnte. Aber kaum bemühte er sich mit dem besten Willen sie fest zu halten, um sie zu zergliedern, und ihre Nichtigkeit in völliger Blöße zu sehen, als sie unvermerkt eine edlere Gestalt annahm, wozu sie von seinem so reichen Herzen die schönsten Farben erborgte. Wie froh war er über diese Erscheinung! Es war ja nicht Eitelkeit, die ihn zu dieser höheren Würde reizte: es war ein edlerer Trieb, seine Kräfte zu brauchen, und in einem weiteren Kreise Glück zu verbreiten. Was konnt' er nicht künftig als Haupt der Geistlichkeit

wirken!

wirken! Er dachte dabei an die Schulen, auf die er alsdann den größten Einfluß bekam. Es schien ihm leicht, zum wenigsten einen Theil der Pfarrer dahin zu vermögen, das allgemeine Wohl mit wahrem Eifer befördern zu helfen; besonders waren die jüngern, die erst zu Aemtern gelangten, sehr zeitig dafür zu erwärmen. Sein künftiger Wirkungskreis war mit dem schönsten Lichte erhellt. Und Grünborn konnt' ihn nunmehr entbehren. Es kam itzt nur darauf an, die Stelle gut zu besetzen, und er getrauete sich von seinem ehemaligen Zögling, der schon seit langer Zeit im Besitze des Guthes war und einen entfernten Gesandtschaftposten begleitete, die Vollmacht zu erhalten, daß er sich selbst einen Nachfolger wählen dürfe, mit dem die Gemeine berathen sei. Er war so zufrieden mit sich, daß er nunmehr mit seinen Wünschen im Klaren war,

und daß er so wenig Ursache hatte, sich ihrer zu schämen. — Der ehrliche Sembach! So wahr dieß alles seinem Herzen entfloß, so hatte doch immer die täuschende Eitelkeit einen verborgenen Antheil daran. So oft er auch sonst geäußert: „Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte, so schlüg' ich ihn aus;" so hatte nun doch der wirkliche Ruf, an welchen er nie im Ernste gedacht, an sich selbst einen mächtigen Reiz für ihn. Und wer verzeiht es ihm nicht, zumal bei seinen schönen Entwürfen, den ausgebreitetsten Nutzen zu stiften?

Mit erweitertem Herzen ging er nun wieder nach Hause, und hoffte vielleicht auch seine Gattin und Tochter allmählig auf seine Seite zu bringen. Er ward von beiden mit Wärme empfangen, und sein vortreff-

liches Weib belauschte forschend seinen hei- trer gewordenen Blick; doch blieb sie unge- wiß, wie sie ihn deuten sollte. Er sprach mit Ruhe von dem herrlichen Abend und von den grünen und blühenden Fluren, die er durchstrichen, und mied es gänzlich von dem erhaltenen Rufe zu reden.

Am andern Morgen ersuchte Minchen die Mutter, das Frühstück in den Garten zu bringen. Der Vater war so gern in dem Garten, und alles stand in der lieblichsten Pracht. Sie führte ihn von einem Schau- spiel zum andern, und wies ihm den üppi- gen Pfirsichbaum, als Pyramide gezogen, den er am Tage ihrer Geburt so glücklich ge- impft hatte. Die jungen Früchte schwollen bereits aus den Kelchen der Blüten hervor, und Minchen konnte sich nicht satt daran se- hen. Der Vater sah auf die lächelnde

Mutter und lächelte mit. Er merkte wohl, was Minchen für Absicht hatte, und ergriff die Gelegenheit, sich über den unerwarteten Ruf zu erklären. Es würde mir freilich leid thun, sprach er bedenklich, diesen Ort zu verlassen, doch mehr noch um meiner Gemeine als um meiner Gärten willen, so lieb sie mir übrigens sind; allein ein Ruf dieser Art ist zu wichtig, um ihn so leicht von der Hand zu weisen. Zu einer höhern Bestimmung erhoben zu werden, verdient wohl reife Erwägung. Gottlob! ich habe dieser Gemeine genützt und meine Pflichten erfüllt. Wie viele Veranlassung gäbe mir aber die angetragene Stelle, um auch für andre Gemeinen zu sorgen, und wenigstens mittelbar nach meinen Kräften auf sie zu wirken. Doch auch in Absicht auf euch, ihr Lieben, scheint es mir Pflicht zu seyn, die Sache mit aller möglichen Ruhe zu überlegen;

legen; denn überlebst du mich, wie ich es wünsche, sprach er zur Gattin und schlang den Arm um sie hin, so hättest du einst, wenn ich dem Rufe gehorchte, als Wittwe mehr zu erwarten, als so. Und unser Minchen — sie tritt nun auch in das Alter, wo Aeltern sich freuen, eine Tochter glücklich versorgt zu wissen — und hier auf dem Lande — Auch könnte sie ja nicht immer hier bleiben. — Doch, wie gesagt, wir müssen es reif überlegen; man läßt mir vier bis sechs Wochen Zeit zur Entschließung; ich selbst bin noch lange nicht einig mit mir: allein nie würd' ich im neuen Amte vergnügt seyn, wenn ihr nicht beide mit willigem Herzen mir folgtet.

Gerührt und ernsthaft versetzte die Gattin: Ich folge dir willig, so ungern ich Grünborn verlasse. Um deinetwillen entwohnte

wohnte ich freudig der Stadt, und werde um deinetwillen auch wiederum an die Stadt mich gewöhnen. Du weißt ja am besten, was nützlich und gut ist, und welche Pflichten die wichtigern sind. Wie könnt ich dir in Vollbringung derselben hinderlich seyn, oder dir nur eine unzufriedene Stunde bereiten? Das Weib ist einmal bestimmt, dem Manne zu folgen, und, glaube mir, wo du auch bist, da werd' ich immer mit Freuden seyn. Sembach umarmte sein treffliches Weib und schwieg; drauf sah er nach Minchen sich um, allein voll Unruhe im Herzen war sie hinweggegangen und hatte sich in dem Garten verloren. Ihr mußt du verzeihen, sagte die gütige Mutter, wenn der Gedanke sie traurig macht, den theuern Geburtsort verlassen zu müssen; er ist ja die Welt ihrer Jugend, und selbst der Bekümmerte trennt sich nicht gern von der Welt,

die er kannte, geschweige der Glückliche. Sie wird sich, glaube mir, willig ergeben, wenn sie nur einmal mit dem Gedanken der Trennung vertraut ist. Der erste Eindruck hat auf die Weichheit ihres gefühlvollen Herzens zu mächtig gewirkt; die Zeit wird ihn schwächen. Es ist ihr erster Verlust, über welchen sie trauert.

Der zärtliche Vater war eben willens, das liebe Töchterchen aufzusuchen, als Lottchen mit frohem Gesichte in den Garten trat. Sie hatte nicht länger warten können, die theure Freundin zu sehen und in ihr Herz ein Geheimniß niederzulegen, welches, so jung es auch war, in ihrem eigenen Herzen schon nicht mehr Raum genug hatte. Sembach und seine Gattin empfingen sie, wie man die traute Freundin einer geliebten Tochter empfängt. Lottchen sah sich so-

gleich auf allen Seiten nach Minchen um und wollte sie suchen; aber freundlich gebot ihr Frau Sembach zu bleiben, und ging, das arme Mädchen auf Lottchens Ankunft vorzubereiten, damit sie nicht etwa mit weinenden Augen erschiene.

Sie fand sie träumend auf ihrem Zimmer in einem Armstuhle sitzend, den welken Veilchenkranz auf dem Schoose, und freute sich heimlich, sie schon gelaßner zu finden als gestern. Minchen sprang auf, als sie hörte, daß Lottchen gekommen, und eilte zu ihrer Freundin hinab; doch verschloß sie vorher den Kranz, was die Mutter mit Lächeln bemerkte und als einen Zug von Zerstreuung deutete. Wärmer wie jemals flogen die beiden Mädchen einander in die offenen Arme, und schienen innig erfreut, daß sie nun wieder beisammen waren. Minchen erzählte

ihrer Gespielin, daß sie ihr gestern entgegen gegangen und sie am Stege und über dem Busche vergeblich erwartet habe, und Lottchen schlug die Hände zusammen und sagte: Das hab' ich gedacht; wir kamen so spät auf das Guth, da band ich geschwind einen Kranz von Veilchen, die ich schon längst zu pflücken bestellte, um dir ihn zu bringen, und eilte dann, was ich nur konnte, zum Steg; allein da war nirgends ein Minchen zu sehen. Du hättest mich wohl noch erwarten können, du furchtsames Mädchen! setzte sie drohend hinzu: Die Sonne war ja noch nicht untergegangen. Minchen aber vertheidigte sich und wiederholte, wie lang sie vergebens geharrt, und versicherte, daß sie ihr auch einen Kranz von Veilchen gewunden, wie Vater und Mutter bezeugen mußten, die lächelnd die beiden Mädchen betrachteten und ihres zärtlichen Streits sich freuten.

Kaum

Kaum sahen sich diese allein, so entledigte sich Lottchen ihres angenehmen Geheimnisses. Denke nur, sprach sie, was mir gestern begegnet ist. Als ich dich so erwartete und nach dem Anger hin ging, kam ein artiger Herr mir entgegen und grüßte mich freundlich. Er hatte mich stehen sehen und fragte, ob ich auf Jemanden warte, und war so höflich, daß ich ihm freilich wohl sagen mußte, woher ich gekommen und was ich hier wollte. Er äußerte drauf, er würde uns nächstens besuchen und meine Mutter um gute Nachbarschaft bitten. Da erfuhr ich denn endlich, daß es der neue Besitzer von Markendorf war. Es ist ein artiger Mann, fuhr Lottchen fort, mit blauen Augen und blondem Haar. Ich dachte, die Mutter würde wohl schmählen, wie ichs ihr sagte, allein sie schien darüber vergnügt, zumal da er nicht verheirathet ist; denn du

weißt, daß meine Mutter sich nicht gern mit allen Weibern einlassen mag, die nicht so ganz nach ihrem Sinne sind, wie deine vortreffliche Mutter.

Minchen hörte dieß alles mit klopfendem Herzen, und scherzte nicht mit der Freundin, wie sie wohl sonst zu anderer Zeit gethan haben würde. Sie äußerte nichts davon, daß er auch ihr auf ihrem Rückweg begegnet sei. Mit blauen Augen und blondem Haar — wiederholte sie sich im Geheim; es war ihr, als hätte er braunes Haar und schwarze Augen gehabt. Allein er war ja so schnell bei ihr vorüber gegangen; mit Lottchen hingegen hatte er lange gesprochen, und die Bäurin sagte ihr auch, daß es der nämliche sei. Lottchen war viel zu beschäftigt mit ihrer Begebenheit, als daß sie an Minchen hätte bemerken können, wie

verlegen sie war. Ich muß dir nur sagen, fuhr sie nach einer Weile fort und erröthete: ich hatte den Kranz so am Arme, und als wir Abschied nahmen, so faßte er mich bei der Hand und küßte sie, und bat um den Kranz, wenn er nicht einem andern bestimmt sei. Was konnt' ich da machen? Ich gab ihm denselben, um nur nach Hause zu kommen: er hätte ja sonst wer weiß was denken können!

Das hätt' ich doch nicht gethan! versetzte Minchen, und war zufrieden mit sich, daß sie sogleich nach ihrem Kranze gegriffen. Er muß sonach wohl ein Freund von Veilchen oder von Kränzen seyn! sagte sie laut, und meinte heimlich, er möchte wohl ein Modeherr seyn, dem jedes Mädchen gefiele. Sie schloß es schon daraus, daß er Lottchen verschwiegen, sie an dem Stege getroffen zu

haben;

haben; da hätte doch Lottchen gewußt, woran sie sei. Nun war sie berechtigt zu schweigen, sonst hätte sie's gern der Freundin gestanden, daß sie ihn eher gesehen als sie. Das gute Lottchen war über die Mißbilligung ihrer Freundin doch ein wenig betroffen; sie schlang den Arm um sie her und fragte: Bist du mir böse? Da sagte Minchen voll Herzlichkeit: Nein! und umarmte sie freundlich. Auch war ihr Lottchen noch eben so lieb. Sie war nur bang ihr eigenes Herz zu verrathen. O wüßtest du, sprach sie, was mich hier drückt! und wies auf das klopfende Herz. Die Art, mit der sie es sagte, beängstigte Lottchen; sie bat sie, sich ihr ganz zu vertrauen, und Minchen entdeckte ihr nun den Ruf ihres Vaters. Lottchen tröstete sie, und schien anfangs in Beziehung auf sich nichts unangenehmes darin zu finden, denn sie besaß alsdann die

Freundin im Winter; aber nachdem sie ein Veilchen gesonnen, hätte sie Minchen doch lieber in Grünborn behalten.

Lottchens Besuch war nur ein Morgenbesuch; sie hatte der Mutter zeitig zurück zu kommen gelobt, und versprach in einigen Tagen wieder beim Steg einzutreffen, wenn Minchen sie nicht früher besuchte. Minchen hielt sie dießmal nicht auf. Sie wünschte allein zu seyn, und hatte so dringend zu thun, daß sie selbst nicht wußte, was sie am ersten zur Hand nehmen sollte. Sie kramte lange auf ihrem Zimmer herum, und vergrub den verschlossenen Kranz unter mancherlei Sachen, die gleich zu finden wären, wenn sie sie brauchte. Dann half sie der Mutter mit ernster Geschäftigkeit und machte sich Abends im Garten zu schaffen. So gingen einige Tage vorüber; sie dachte

nicht an den Anger, und ging nur höchstens ins Dorf. Der Zustand ihres Vaters glich einigermaßen dem ihrigen, ob er gleich ganz von demselben verschieden war. Bald trug er gelehrte Werke herbei und las, bald ging er ins Freie; bald war er fröhlich, bald ernsthaft. Die Mutter war die ruhigste im Hause; sie sah der Wahl ihres Mannes gelassen entgegen.

An dem mit Lottchen verabredeten Tage ging Minchen zum ersten Male wieder nach dem Anger, um ihre Freundin zu treffen; allein ein Bote kam ihr mit einigen Zeilen entgegen, worin sie ihr meldete, daß der bewußte Besuch, von dem sie neulich gesprochen, sie heut zu kommen verhindere, indem die Mutter gewollt, daß sie bleibe. Minchen wollte darüber gleichgültig seyn, und suchte sich selbst zu bereden, daß sie es wäre; allein

allein sie verstand ihr eigenes Herz nur halb, und scheute sich es näher zu prüfen. Er scheint nicht lange auf sich warten zu lassen! dachte sie so vor sich hin. Und eben heute! ertönte ein Weilchen darauf von ihren Lippen. Aber eben dieß berechtigte sie verdrüßlich zu seyn. Der Frühling fing sich für ihren Umgang mit Lottchen nicht sonderlich an: allein sie meinte dann, es würde ja nicht lange mehr wären.

Zwei Tage darauf kam der Pfarrer von Markendorf, ein Mann von gewöhnlichem Schlag, der öfter zu ihrem Vater kam als dieser zu ihm, mit einer Bürde von Neuigkeiten beladen, an welchen er selbst einen wichtigen Antheil nahm. Er hatte von Sembachs Rufe Nachricht erhalten, und stattete ihm den gebührenden Glückwunsch ab. Mit Erstaunen vernahm er, daß die-

ser noch unentschlossen war, dem Rufe zu folgen, und stellte ihm seine künftige Würde von allen Seiten mit priesterlicher Beredsamkeit dar. Sembach schämte sich itzt, daß er ihn vormals für neidisch gehalten, und drückte ihm herzlich die Hand für alle die Wärme, mit der er ihm zusprach. Er gestand ihm, daß der Gedanke, von Grünborn wegzugehen, ihn täglich bänglicher mache; doch Pfarrer Wohler bemerkte, daß er es künftig bereuen könnte, wenn der Käufer von Grünborn, der leicht hier wohnen dürfte und öfters muntre Besuche habe, ihm etwa unwillkommen wäre. Der Käufer von Grünborn? rief Sembach mit Verwunderung aus, und Mutter und Tochter schauten erwartungsvoll von ihrem Nähzeuge auf. Ei nun, erwiederte Wohler, Sie werden ja wissen, daß Grünborn verkauft werden soll: ich hab' es auch erst kürz-

lich gehört, und gewaltig müßt' ich mich irren, wenn Grünborn und Markendorf künftig nicht einerlei Herrn gehörte. Drum hat er auch den Anger besehen, dachte hier Minchen und gerieth darüber in äußerste Unruhe. Das kann nicht seyn, erwiederte Sembach, der Graf hätte mir sicher darüber geschrieben, wenn er Grünborn zu verkaufen gedächte; indessen erinnerte er sich, daß der Pachter ihm letzthin gesagt, der neue Herr, der Markendorf habe, sei neulich zu ihm gekommen, und habe sich sehr nach dem Guthe erkundigt. Allein dieß war vielleicht auch der Nachbarschaft wegen geschehen. Kurz, Sembach konnt' es nicht glauben. Hingegen Wohler meinte, es sei schon so gut als richtig, er hab' es aus mehreren Dingen geschlossen, und könne nicht läugnen, daß er einigermaßen darüber befragt worden sei. Es ist auch, wie mir scheint,

noch eine andere Sache im Werke, setzte er schmunzelnd hinzu; doch das wird Minchen besser wissen als ich. Die Aeltern sahen verwundert auf Minchen, und das geängstete Mädchen war wie mit Blut übergossen. Nicht wahr, Lottchen hat es Ihnen vertraut? sprach er schalkhaft zu Minchen. O ich merkte das gleich; er ist ganz eingenommen von ihr; und der Jäger hat mir gesteckt, daß er sie schon einige Male gesprochen. Minchen versicherte, daß Lottchen ihr nicht das geringste vertraut; doch Wohler lobte sie lächelnd, daß sie zu schweigen verstünde. Das angstvolle Mädchen schien ganz empfindlich darüber und ging zum Zimmer hinaus.

Sembach suchte nun Wohlers Behauptung näher zu prüfen, und vernahm von dem Pachter und einigen Bauern, daß der

Markendorfer Guthsherr das ganze Revier schon mehrere Male allein besehen, und auch mit Andern beritten habe. Es schien ihm nun selbst, daß Wohler Recht haben könne, und einige Tage darauf ward seine Vermuthung zur vollen Gewißheit. Er erhielt einen Brief von dem Grafen, worin er ihm meldete, er sei genöthigt, das Guth zu verkaufen, weil er bei seinem Posten bedeutende Schulden gemacht, und bei dem gestiegenen Gütherpreise sich dieser entledigen könne, ohne von seinem ererbten Vermögen zu viel zu verlieren. Der Name des Käufers war nicht genannt. Es schien als setzte der Graf voraus, daß Sembach davon schon einige Wissenschaft hätte. Nun war denn freilich nicht länger an der Sache zu zweifeln. Sembach erkannte darin einen Wink, dem höhern Rufe zu folgen, und Minchen fing itzt an, den Vater ruhig zu

fragen,

fragen, ob er wohl künftig auch einen Garten bekomme, und ob nicht ihr schöner Pfirsichbaum nebst andern seltenen Bäumen, die er gezogen, dahin zu verpflanzen sei. Der Vater freute sich sehr über Minchens Ergebung, und glaubte nun vorläufig schreiben zu können, er werde vermuthlich das schmeichelhafte Vertrauen, womit man ihn so höchlich beehre, durch Uebernehmung des geistlichen Oberamts zu verdienen suchen, doch werde er sich noch vor Verlauf der zugestandenen Frist erst ganz entscheidend erklären.

Dieß war von Sembach, so entschlossen er auch itzt schien, sehr weise gehandelt; denn bald fing er an in seinem Entschlusse wieder zu wanken. Das Gerücht seines Weggangs hatte sich unter den Bauern verbreitet. Sie hatten es erst nicht glauben

können, aber nun, da sich dasselbe immer von neuem bestätigte, kamen mehrere selbst und fragten ängstlich, ob es denn wahr sei. Sie sagten ihm rührend, die ganze Gemeine sei darüber erschrocken, und viele hätten behauptet, es könne nicht seyn, er werde sie gewiß nicht verlassen. Mit Wehmuth hörten sie nun, er habe zwar noch nicht völlig darüber entschieden, allein er halte es doch für Pflicht, einem Rufe zu folgen, der ihm Gelegenheit gebe, noch mehreres Gute zu wirken. Sie standen bestürzt vor ihm da und meinten, er hätte genug an ihnen gethan, und brauchte nicht nach größern Thaten zu trachten. Auch Weiber kamen mit weinenden Augen, als sie es hörten, und meinten, er nähme dann allen Segen mit sich hinweg. So ging es fast täglich, und Sembach ward immer weicher und unentschlossener. Auch seine Gattin war innig gerührt, doch ließ

sie es weniger merken. Nur Minchen allein blieb ruhig dabei; sie, die vorher in Thränen darüber zerfloß, ermunterte itzt den wankenden Vater, dem höhern Wink zu gehorchen, und schmeichelte ihm mit schönen Bildern der Zukunft.

Diese bekümmernde Lage ward endlich durch eine Einladung von Lottchens Mutter unterbrochen, und Minchen nahm sich zusammen, um ruhig und standhaft zu bleiben. Das liebe Mädchen glaubte wenigstens, daß sie es sei, allein sie täuschte sich selbst. Ehemals hüpfte sie immer voraus, wenn es nach Wosig ging, was Minchens Mutter gehörte; dießmal aber schlich sie mit bangem klopfendem Herzen hinter den Aeltern einher. Sie waren zum Mittagsessen geladen, und Sembach hoffte bei dieser gütigen Wirthin sich etwas Frohsinn zu holen. Sie

wurden auch alle mit herzlicher Freundschaft empfangen, und Lottchens Freude war groß, denn sie fühlte sich glücklich. Die Mutter kündigte Sembachs die Gesellschaft des Herrn Goldeck von Markendorf an, wobei es auf einmal Minchen ward, als müßte sie in die Erde versinken. Sembach freute sich dessen Bekanntschaft zu machen, allein er bat von seinem Ruf als Superintendent, der eben erwähnt ward, gegen ihn nichts zu äußern, da es ihm noch ganz an Entschlossenheit mangele, sich völlig darüber erklären zu können. Von Grünborn wollt' er nun selbst nichts erwähnen, da es freilich das Ansehn hatte, als sei zwischen Goldeck und Lottchen eine Verbindung im Werke, und Lottchens Mutter schwieg gänzlich davon. Indem kam ein offener Wagen gefahren, von welchem Goldeck mit einem Freunde herabstieg, den er mit vieler Ent-

schuldigung der Frau vom Hause zuführte, weil er nur erst vor einigen Stunden gekommen, und sich die Erlaubniß dazu nicht früher hätte erbitten können. Sie nahm ihn mit vieler Artigkeit auf, und drauf ward zwischen den beiden Herren und Sembachs sogleich Bekanntschaft gestiftet, die beiden Theilen angenehm schien. Minchen und Lottchen waren indeß in einem Nebenzimmer gewesen, und kamen so eben wieder zur Gesellschaft zurück. Minchen erröthete hoch als sie Goldeck erblickte, und Hellburg, Goldecks Freund, gerieth in gleiche Verlegenheit, da er in Minchen Goldecks Geliebte vermuthete. Es war ein Augenblick der sonderbarsten Verwirrung, die beide auf das empfindlichste täuschte: aber wie freudig wurden sie nicht überrascht, als das Räthsel sich endlich entwickelte.

Am nämlichen Abend, wo Hellburg den Anger von Grünborn umging und Minchen am Stege begegnete, war Goldeck beim Pachter gewesen, und beide Freunde hatten sich am Eingange des Thals, durch welches der Weg nach Markendorf führte, einander wieder zu treffen versprochen. Die Bäurin, welche Minchen befragte, hatte nur letztern gesehen, und Lottchens Begebenheit traf völlig damit überein. Hellburg befand sich in ähnlicher Täuschung. Goldeck hatte erwähnt, er habe ein artiges Mädchen mit einem Veilchenkranze getroffen; doch Hellburg hatte geschwiegen, zumal da Goldeck sogleich von Dingen gesprochen, welche die wichtige Absicht dieses Spaziergangs betrafen. Hellburg reiste den andern Morgen von Markendorf weg, ohne daß weiter etwas zwischen ihnen über das Mädchen mit dem

Kranze zur Sprache kam; aber Hellburg nahm ihr reizendes Bild in seinem Herzen mit sich hinweg. Diesen Vormittag war er nun wieder zurückgekommen, und Goldeck hatte ihn gebeten, ihn in die Nachbarschaft zu begleiten, und alle Entschuldigung auf sich genommen; aber erst unterwegs hatte er ihm vertraulich entdeckt, er habe das Mädchen, was ihm an jenem Abend mit dem Veilchenkranze begegnet, so lieb gewonnen, daß er, seitdem ihre nähere Bekanntschaft gesucht und bereits gänzlich entschlossen sei, sie zur Gattin zu wählen, indem er bemerke, daß auch das Mädchen ihm gut sei. Hellburg war über dieses Geständniß äußerst betroffen, und wünschte sich weit aus dieser Gegend hinweg; allein es war nicht zu ändern, und Freundschaft und Klugheit riethen ihm beide zu schweigen. Er fühlte bloß, er habe das

liebenswürdige Mädchen zu seinem Unglück gesehen.

Welch eine Lage für Hellburg und Minchen, als sie unter solchen Verhältnissen einander wieder erblickten! Hellburg glaubte, er müsse vergehen, als er den Engel sah, der seinem Freunde das Leben zum Himmel machen sollte. Minchen fürchtete nichts als ihre Angst zu verrathen. so wenig war sie sich ihrer Gefühle bewußt. Beide bemerkten ihren Irrthum nicht gleich. Sie wurden schon mehrere Male bei ihren Namen genannt, bevor die Verwechslung sie aufmerksam machte. Aber welch eine Veränderung ging nun in ihren beklommenen Herzen vor, als sie es ahneten, daß hier ein bethörender Zufall im Spiele seyn müsse. Minchen erkannte den Irrtham zuerst, denn Lottchen hatte ihr Goldeck mit blauen Augen

gen und blonden Haaren beschrieben. Hellburg zog seinen Freund einen Augenblick an das Fenster, und fragte ihn, welches von beiden Mädchen denn seine Geliebte eigentlich sei. Goldeck bezeichnete Lottchen, und plötzlich kehrte in Hellburgs männlichschönes Gesicht die heiterste Freude zurück.

Die Wirthin nöthigte eben zu Tische. Hellburg setzte sich zwischen Minchen und ihre Mutter, und Goldeck hatte sein vergnügtes Lottchen zur Seite. Beide Paare waren einander werth; doch Hellburg und Minchen gehörten nur für einander. Mit leisen Worten pries er sich glücklich, daß endlich sein Wunsch, sie wieder zu sehen, erhört sei. Minchen erröthete sanft und lächelte freundlich zu Lottchen hinüber. Auch Minchen ward munter und sprach mit Hellburg wie mit den andern. Hellburg

ward von ihrem Geiste entzückt. Minchen fand ihn eben so liebenswürdig als schön. Sie hörte mit Aufmerksamkeit zu, wenn ihn ihr Vater in ein ernstes Gespräch verwickelte, aber sie hörte fast nur auf ihn. Goldeck und Lottchen sprachen ungezwungener mit einander; Hellburg und Minchen beschäftigten einander mehr. Die Ruhe war in ihre Herzen zurück gekehrt, um die seligste aller Empfindungen darin zu nähren.

Man saß länger bei Tische als gewöhnlich. Sembach hatte dießmal viel Schuld daran; er hatte seine ganze Superintendentur darüber vergessen. Der übrige Nachmittag ward im Grünen zugebracht, und die jungen Leute hatten dann und wann Gelegenheit, einander lieber und verständlicher zu werden. Die

Zeit

Zeit des Abschieds rückte mit großer Schnelligkeit herbei. Goldeck und Lottchen schienen angenehme Unterhandlungen gepflogen zu haben. Hellburg und Minchen hatten einen Bund zusammen geschlossen, ohne ihn noch ihren Lippen zu vertrauen. Man mußte sich endlich trennen, und schied vergnügt und glücklich aus einander. Sembach und seine Gattin nahmen die Ankündigung eines baldigen Besuchs der beiden Herren mit vieler Freundlichkeit auf. Minchen hatte ihr schönes holdes Auge noch nie so offen zu Hellburg erhoben, als sie es im letzten Augenblick ihres Abschieds von ihm that.

Sembach hatte sich zerstreut und war mit seinem Tage sehr zufrieden. Minchen fühlte sich ihrem Herzen wieder gegeben, und feierte die Pracht der schönen

Natur

Natur mit lauter Freude. Sembach scheute sich nicht vor Goldeck und seinen Freunden, wenn er sonst nur in Grünborn zu bleiben entschlossen gewesen wäre. Goldecks wahrscheinliche Verbindung mit Lottchen ließ ihn sogar die angenehmsten Verhältnisse erwarten. Aber ein neues schmeichelhaftes Schreiben aus der Stadt, worin er gebeten ward, seine Entschließung, die man schon als beifällig ansah, nicht noch weiter zu verschieben, schien seinem bisherigen Schwanken das Uebergewicht zu geben.

Hellburg und Goldeck blieben ihren versprochenen Besuch nicht lange schuldig. Minchen saß bei ihrer Mutter und nähte, als der Vater mit langem Halse nach dem Hofthore zublickte und die Ankunft der beiden Freunde verkündigte. Er ging ihnen

nen sogleich entgegen, und Minchen, die sich ihrer reinlichen Kleidung wegen immer sehen lassen durfte, empfing sie an der Seite ihrer Mutter mit der sittsamsten Freundlichkeit, jedoch nicht ohne Erröthen. Hellburg warf seinen ersten Blick auf sie, und dieser Blick sagte ihr mehr, als was sein Mund ihr hätte sagen dürfen. Nach den Versicherungen des lebhaftesten Vergnügens über die nähere Bekanntschaft einer so würdigen Familie, erklärte Hellburg, daß ihm bang gemacht worden sei, sie schon so bald und gerade zu einer Zeit wieder zu verlieren, wo er gehofft hätte, nach und nach eine dauerhafte Freundschaft daraus erwachsen zu sehen. Er machte ihnen hierauf bekannt, daß er seit gestern Besitzer von Grünborn sei, und daß die Uebergabe des Guths in wenig Tagen erfolgen werde. Diese unerwartete Nachricht

richt überraschte die ganze Familie, aber Niemanden mehr als Minchen. Sembach und seine Gattin fielen ihm in die Rede, und wünschten ihm Glück zu einer so vortheilhaften Besitzung. Ersterer empfahl ihm seine Gemeine mit gerührtem Herzen. Wenn Sie nur ihr Vater bleiben wollten! rief Hellburg bittend aus. Der Pfarrer Wohler hat mir eben gestern entdeckt, daß Sie den Ruf als Superintendent erhalten haben und auch geneigt seien, denselben anzunehmen. Er hat mich gebeten, ihm Ihre Stelle zuzusichern; aber ich gestehe, es würde mir weh thun, wenn Sie derselben entsagen sollten, ob ich gleich nicht wagen darf, einen so ehrenvollen und vortheilhaften Ruf aufzuopfern, da es ihrem Herzen gewiß schon schwer genug fallen wird, eine Gemeine zu verlassen, die Ihnen, wie ich gehört habe, so von Her-

zen zugethan ist, die Ihnen aber auch, so wie ich weiß, überaus viel zu danken hat. Doch eine Bitte wage ich wenigstens zu thun: Geben Sie ihr entscheidendes Wort nicht eher von sich, als bis Sie mich vorher davon unterrichtet haben. Sembach versprach es, und schloß sein ganzes Herz vor ihm auf. Hellburg half ihm manche seiner Empfindungen ordnen, und wiederholte dann seine Bitte nochmals. Sembach ersuchte ihn nebst seinem Freunde, am Tage der Uebergabe des Guths das Mittagsessen bei ihm einzunehmen, und die Einladung ward mit sichtbarem Vergnügen aufgenommen.

Dem weichen Minchen hatte bei dieser Gelegenheit das Herz nicht wenig geklopft. Die bedeutenden Blicke, die Hellburg von Zeit zu Zeit auf sie geworfen,

zumal wie er ihren Vater bat, ihn erst zu benachrichtigen, bevor er sein Versprechen von sich gäbe, waren ihr nicht entgangen. Er hatte nur wenig mit ihr gesprochen, aber das Wenige war so vielsagend gewesen und hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie darüber in Träumereien verfiel, die ihr bald Vergnügen, bald Bangigkeit erregten. Ihre liebevolle Mutter, der es nicht an weiblicher Scharfsichtigkeit mangelte, hatte die Veränderung in Minchens Thun und Wesen schon seit dem Besuche bei Lottchens Mutter bemerkt, und heute hatte sie auch Hellburgs Blicke und sein ganzes Betragen gegen Minchen belauscht. Wer weiß, sagte sie beim Schlafengehn zu ihrem Gatten, wer weiß, ob Hellburg nicht ein Mann für unser Minchen wäre, wenn sie einander näher kennen lernten! Der zärtliche Va-

ter ward durch diesen Gedanken aus allen seinen Betrachtungen gerissen. Er sah sein liebes Weib mit großen Augen an. Ja dann, sprach er nach einem Weilchen: wer das wüßte! Ja, dann wollte ich die Superintendentenstelle mit Freuden fahren lassen.

Der Tag der Uebergabe kam. Frau Sembach hatte alle ihre Küchenkünste dazu aufgeboten. Lottchen und ihre Mutter waren ebenfalls geladen, auch Pfarrer Wohler von Markendorf. Sie waren schon alle zugegen, als Hellburg und Goldeck, der den Kauf des Guths vorbereitet hatte, nach verrichteter Uebernahme in das Zimmer traten. Alle kamen ihm mit Glückwünschen entgegen, nur Minchen blieb in einiger Entfernung und schwieg. Wünschen Sie mir nicht auch Glück? sprach er mit sanfter Freundlichkeit, indem

er sich ihr näherte. O von Herzen! erwiederte das erröthende Mädchen. Hierauf faßte er sie bei der Hand und drückte sie mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit. Aber ich habe einen wichtigen Auftrag, sprach er, indem er sich wieder zu Sembach wendete, dessen ich mich nun entledigen muß. Die Gemeine hat Bevollmächtigte an mich gesandt, um mich zu bitten, daß ich Sie doch zu bewegen suchen möchte, Grünborn nicht zu verlassen. Die guten Leute sind sehr bekümmert darüber, und erbieten sich, Ihnen Ihre Einnahme zu erhöhen; sie sind mir bis vor Ihren Hof gefolgt, und wollen da die Antwort erwarten. Darf ich Sie wohl um eine kleine Unterredung auf Ihrem Studierzimmer bitten?

Sembach folgte ihm sogleich, und kaum

kaum sah sich Hellburg mit ihm allein, so ergriff er seine Hand und sagte: Die Bauern bitten Sie durch mich, ihr Vater zu bleiben, und ich nähre den sehnlichen Wunsch, Sie möchten der meinige werden. Der Besitz Ihrer liebenswürdigen Demoiselle Tochter ist seit dem ersten Augenblick, wo ich sie sah, mein einziger Wunsch. Ich würde Ihnen denselben erst dann entdeckt haben, wenn Sie und Ihr vortreffliches Minchen mich etwas näher kennen gelernt hätten. Allein da der Zeitpunkt so nahe ist, wo Sie sich über Ihren wichtigen Ruf entscheidend erklären müssen, hielt ich es meines Herzens wegen für nothwendig, Ihnen diesen Wunsch ohne Aufschub zu eröffnen, und Sie zu bitten, falls es Ihnen immer möglich ist, sowohl über mein Glück als über Ihre Wahl noch heute zu entscheiden.

Vielleicht gebe ich Ihnen dadurch eine Veranlassung mehr, sich über Ihre Entschließung mit sich selbst zu vereinigen; denn es ist mir sehr wahrscheinlich, daß eine Neigung oder Abneigung Ihrer liebenswürdigen Tochter gegen mich Sie bald zu einer oder der andern bestimmen werde. Für mich aber wäre es ein unbeschreibliches Glück, wenn ich an diesem Tage, wo mir dieß schöne Guth übergeben ward, auch das wünschenswürdige Kleinod, was es enthält, aus Ihren Händen empfinge. Und welch ein Recht würde ich mir zugleich auf die Liebe der ganzen Gemeine erwerben, wenn ich den Abgeordneten derselben, mit Minchen an der Hand, die Versicherung geben könnte, daß, indem Sie auch mein Vater geworden wären, Sie von nun an nie aufhören würden, der ihrige zu bleiben.

Sembach war außerordentlich gerührt. Wie könnt' ich noch wanken! rief er aus. Und was könnt ich lieber wünschen, als meine Tochter einem so edlen Manne zu geben! Doch sie selbst mag entscheiden, und von ihrem Ausspruch soll zugleich meine Wahl abhängen. Darf ich sie mit ihrer würdigen Mutter zu Ihnen schicken? fragte Hellburg mit freudiger Eile. Sembach stand einen Augenblick an. In Gottes Namen! rief er dann mit vollem Herzen: das gute Mädchen wird freilich sehr überrascht werden, und wenn sie sich nicht sogleich erklären könnte, so müssen Sie ihr schon verzeihen. Vermag sie es aber gleich, so hol' ich Sie selbst, damit Sie ihr Geständniß aus ihrem eigenen Munde empfangen.

Minchen kam eben die Treppe herauf,

als Hellburg aus der Thüre trat. Ihr würdiger Vater, sprach er mit sanftem Lächeln, wünscht Sie und Ihre Frau Mutter über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, und erwartet Sie auf seinem Zimmer. Handeln Sie ganz der Offenheit Ihres schönen Herzens gemäß. — Minchen ward feuerroth und ging die Treppe hinab, ihre Mutter zu rufen.

Nach einer Viertelstunde kam Sembach in das Gesellschaftszimmer zurück. Wollten Sie wohl so gefällig seyn, sprach er zu Hellburg, noch auf einige Minuten auf mein Zimmer zu kommen? Hellburg folgte ihm mit freudiger Hoffnung. Das reizende Mädchen lag in den Armen der Mutter, als sie beide wieder ins Zimmer traten. Das Herz meiner Tochter hat für Sie entschieden, sagte der Vater, und

folglich

folglich auch für mich und meine Gattin: sie ist ganz entschlossen, die Ihrige zu werden. Hellburg war außer sich vor Entzücken, und Vater und Mutter führten sie ihm mit Freudenthränen zu. Also können Sie mich lieben, vortreffliches Mädchen? fragte Hellburg mit zärtlicher Stimme. Ja, sagte sie leise, und sank aus den Händen ihrer Aeltern mit züchtiger Ergebung in seine nach ihr ausgestreckten Arme. Gott! wie glücklich hast du mich gemacht! rief Hellburg aus, als er ihr mit einem langen Kusse die liebevollste Treue versichert hatte. Und Sie bleiben nun bei uns in Grünborn? wendete er sich zu Vater und Mutter. Bis an meinen Tod, versetzte Sembach.

Es erfolgten nun einige beneidenswürdige Minuten; aber dann erinnerte

die

die besonnene Wirthin, daß es nöthig sei, sich wieder zur Gesellschaft zu verfügen, denn es möchte ihr die Zeit zum Essen schon ein wenig zu lang geworden seyn. Hellburg fragte, ob er seine Geliebte als Braut aufführen dürfe. Es sind ja lauter Freunde, sagte Sembach: nicht wahr, mein liebes Töchterchen? Warum sollte ich Bedenken tragen, erwiederte sie mit holder Anmuth, Jedermann zu gestehen, daß ich glücklich bin. Hellburg drückte sie dafür an sein freudetrunkenes Herz. Du sollst es werden, lieber Engel, sprach er leise, wenn Dich unendliche Liebe glücklich machen kann.

Wünschen Sie mir Glück, sagte Hellburg, als sie sämmtlich wieder ins Gesellschaftszimmer traten: Minchen ist meine Braut und unser guter Vater bleibt in

Grün-

Grünborn. Alle, außer Goldeck, hatten die Unterhandlungen bloß auf den letztern Umstand gedeutet und waren nicht wenig über Hellburgs Erklärung verwundert. Lottchen flog Minchen in die Arme, und diese fragte sie flüsternd: Wenn folgst du mir nach? Der Pfarrer Wohler machte ein langes Gesicht dazu. Sie sehen nun selbst, lieber Herr Pfarrer, sagte Hellburg zu ihm, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Darf ich die Abgeordneten der Gemeine herauf rufen? sprach er zu Sembach. Von Herzen gern, erwiederte dieser. Mit ernsten erwartungsvollen Gesichtern traten sie zur Thüre herein. Er bleibt, rief Ihnen Hellburg entgegen, und hat mir sein liebes Minchen zum Unterpfande gegeben: sie ist meine Braut. Gott sei tausendmal Dank! sprachen sie alle mit Wärme, und reichten Sembach,

der

der nicht zu reden vermochte, die Hand. Drauf wünschten sie Hellburg und Minchen alles ersinnliche Glück, und einer von ihnen setzte mit Nachdruck, auf Minchen weisend, hinzu: Die ist noch mehr werth als Grünborn!

Frau Sembach bat nun zum Essen zu kommen, und alles war heiter am Tisch bis auf Wohler, der sich auch gleich nach dem Essen empfahl. Die Bauern hatten indessen die frohe Nachricht im Dorfe verbreitet, und Knaben und Mädchen hatten, auf des Schulmeisters Rath, den Pfarrhof während der Mahlzeit mit Blumen bestreut, was Alle nicht wenig erfreute. Goldeck und Lottchen sehnten sich beide nach gleicher Entwicklung, und Sembach schlug sich, auf Hellburgs Eröffnung, ins Mittel, mit Lottchens Mutter zu reden. Die Sache war bald

bald ins Reine gebracht, und beide Paare fühlten sich glücklich. Man sprach dann über den Ursprung ihrer Bekanntschaft, und scherzte über den obgewalteten Irrthum. Goldeck erwähnte bei dieser Gelegenheit seines empfangenen Kranzes, und erhob sich damit gegen Hellburg. Da entfernte sich Minchen und kam mit ihrem vertrockneten Veilchenkranze zurück. Sie reichte ihn ihrem Geliebten und sagte: er war mir werth, drum hob ich ihn auf.

Gott segne uns Alle, sprach Sembach mit erhabener Stimme, und laß uns, wenn wir uns glücklich fühlen, nie höheres Glück verlangen. Fast hätt' ich mich selber getäuscht. Itzt fühl' ich es ganz, daß das wirkliche Glück des Lebens in häuslichen Freuden und in einem friedlichen Wirkungskreise beruht.

Die vortreffliche Hausfrau.

Eine wahre Begebenheit.

Die vortreffliche Hausfrau.

Eine wahre Begebenheit.

Wie viel Einfluß ein verständiges, sanftes und pflichtliebendes Weib auf die Verfassung, Einrichtung und Beschaffenheit ihres häuslichen Cirkels habe, ist schon öfters in unterrichtenden Schriften, wie in anmuthigen Darstellungen gezeigt worden. Noch größern Werth aber haben belehrende Beispiele aus der wirklichen Welt, weil sie tiefer und nachdrücklicher auf das Herz wirken, und lebhafter zur Nachahmung ermuntern. Die Begebenheit, die ich hier erzählen

len will, betrifft zwar nur das edle und merkwürdige Verhalten einer Bäuerin; aber eben deswegen ist sie desto merkwürdiger.

In einer der gesegnetsten Gegenden des Markgrafthums Baden lebte vor zwanzig Jahren auf einem Dorfe, nicht allzuweit von Basel, ein junges Ehepaar, das bei seiner Verbindung ein Gegenstand des Neides aller Nachbarn, einige Jahre lang ein Ziel ihrer Schadenfreude und doch endlich wieder ein Beispiel allgemeiner Erbauung war.

Der junge Mann kam frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Bauerguthes, welches ihm sein Vater in der vortheilhaftesten Verfassung hinterließ; denn er hatte immer darauf gesehen, daß seine Kühe die

schön-

schönsten im Dorfe, seine Klee- und Getraidefelder die fettesten, sein Weinberg und Baumgarten am besten unterhalten waren. Auf seinen an einander grenzenden Feldern standen in langen Reihen die schönsten Nuß- und Obstbäume, die einen beträchtlichen Ertrag abwarfen, und worunter die Kirschbäume, außer dem starken Verkauf der frischen Kirschen nach Basel, Colmar und Breysach, noch immer ein hübsches jährliches Einkommen an gebranntem Kirschwasser lieferten.

Es konnte nicht fehlen, daß sich Jakob (so hieß der junge Bauer) nun recht ernstlich nach einer Gehülfin umsah. Zwar hatte er dieß schon bei seines Vaters Lebzeiten gethan, aber dieser hatte seinen Sinn anderswohin gerichtet; wie es denn öfters zu geschehen pflegt, daß Väter und Mütter

in solchen Fällen allzeit besser zu sehen glauben als die Söhne und Töchter, ohne dabei zu bedenken, daß sie eben deswegen, weil ihre Augen nicht für sich selbst, sondern für Andere forschen und suchen, wohl auch zuweilen falsch sehen. Jakob mochte das vielleicht ebenfalls gemeint haben, ohne jedoch seines Vaters Augen dahin zu richten, wohin die seinigen schauten. Nun, da seine Wahl von ihm allein abhing, folgte er seiner Neigung und bot seine Hand einem sehr hübschen Bauermädchen auf einem benachbarten Dorfe an, das er sich schon längst auserkohren hatte, und das ihm von ganzem Herzen zugethan war. Rose, (so hieß das hübsche Mädchen,) die älternlos war und bei ihrem Vormund lebte, hatte seinetwegen schon manchen Freier abgewiesen, der sich ihr und ihren fünfhundert Gulden, die sie besaß, angetragen hatte. Schwierigkeiten

ten von Seiten des Vormunds waren nicht zu erwarten, da sich für Rosen keine vortheilhaftere Gelegenheit finden konnte, und Jakob übrigens ein wohlgestalteter und ordentlicher Mensch war. Der Antrag ward also geziemend angenommen, und die Hochzeit nach der in solchen Umständen erforderlichen Frist, mit allem dem Pomp gefeiert, wie er bei wohlhabenden Landleuten üblich ist.

Jakob und Rose hatten einander herzlich lieb, und waren auch einander gänzlich werth. Sie hatten beide sich aus Neigung gewählt, und ihr beiderseitiger Wohlstand war ihnen nur Nebensache gewesen. Uebrigens war Rose für ihr Hauswesen eben so wirksam und geschäftig, wie Jakob in Betreibung seiner Landwirthschaft und in dem vortheilhaften Vertrieb ihres Ertrags. Alle

Abende theilten sie sich einander mit, was sie den Tag über gethan hatten, und berechneten den daraus zu hoffenden Gewinn. Rosens Capital ward zu Erlangung eines schönen Stücks Waldung angelegt, die Jakobs Guthe noch abging, und eine sehr vortheilhafte Verbesserung desselben war. Alle Nachbarn sahen scheel dazu, und selten begegneten sich einander ein paar Gevatterinnen, ohne daß sie beisammen stehen blieben, und die Gelegenheit, sich über Jakob und Rosen zu äußern, vom Zaune brachen. Das junge Paar schien es nicht zu bemerken, wenigstens sich nicht darum zu bekümmern, und fuhr muthig fort, seine gute Bewirthschaftung und Verbesserungen fortzusetzen, worüber es jedoch die erlaubten Annehmlichkeiten des Lebens keinesweges vergaß. Statt daß Andere des Sonntags in die Schenke gingen, und die Weiber und Kin-

der derselben zu Hause Wasser tranken, blieb Jakob nach der Kirche fein zu Hause bei seinem lieben Weibchen, und theilte mit ihr den Genuß irgend einer Erquickung, die sie sich ohne großen Aufwand verschaffen konnten. Er pflegte dann seinen Obst- und Küchengarten und beschäftigte sich mit seiner Baumschule, oder er nahm seine Rechnungen vor, die er stets in der Ordnung zu erhalten suchte, wie es sein Vater gethan hatte. Bald bekam er noch eine angenehmere Beschäftigung dazu, denn seine Rose gebahr ihm einen wackern Jungen, den er gern auf seinen Armen herum trug, und ihn oft der vergnügten Mutter abjagte.

So wahr und rein findet man häusliches Glück nur selten, wie in der Wohnung dieser glücklichen Landleute. Es war durch keine Kunst aufgeputzt, durch keine Feinheit

erhöhet; es war ein Werk der Natur ohne alle Verschönerung. Wer sollte nicht glauben, daß ein solches Glück immer dauern müßte? Und wer sollte nicht trauern, daß Menschen, die im Besitz desselben sind, sich durch Leidenschaften verleiten lassen, es gegen einen Schatten oder ein Blendwerk aufzuopfern?

Jakob hatte von seinem Vater etwas geerbt, was demselben, so wie ihm bisher, wahren Vortheil gebracht hatte, und in dem mäßigen Grade, in welchem dieses Erbstück genützt worden war, in der That lobenswürdig genannt werden konnte. Es bestand in einem gewissen erlaubten Stolze, der wohlhabendste, ordentlichste und thätigste Bauer im Dorfe zu seyn. Ob sich nun gleich zu Behauptung dieser Ansprüche auch Wirthschaftlichkeit gesellen mußte, so konnte

man doch nicht sagen, daß sie den mindesten Anstrich von Geiz gehabt hätte. Jakob war nicht nur bemüht, diese Vorzüge in seiner Familie zu erhalten; sondern er glaubte sie seinerseits noch vermehren zu müssen. Der heimliche Neid seiner Nachbarn, die sich zuweilen laut über ihn lustig machten, daß er so zusammen geize und des Lebens nie froh werde, spornte ihn nur noch mehr dazu an, auf Vergrößerung seiner Grundstücke und Bereicherung seiner Umstände bedacht zu seyn. Er schien in dem Grappbau, bei dem sich damals die Elsasser Bauern so wohl befanden, ein untrügliches Mittel zu finden, das zu diesem Ziele führe, und begab sich zu diesem Behuf selbst ins Elsaß, um hinlängliche Kundschaft davon einzuziehen. Hier ward er mit Bauern bekannt, die von der Lottosucht angesteckt waren, und deren einer nicht lange vorher eine Terne

gewonnen hatte. Jakob ward dadurch hingerissen, sein Glück ebenfalls zu versuchen, und verlor. Der Verlust war ihm unangenehm, und da er ihn nicht einbüßen wollte, so verstärkte er von Zeit zu Zeit seinen Einsatz. Zuweilen gewann er einmal einen Auszug, und dadurch ward er immer aufs neue angefeuert. Seine Rose schien wenig von diesem Bereicherungsmittel zu hoffen, und ließ es ihm merken, ohne sich darüber zu ereifern.

Da Jakob den Grappbau gleich im Großen bei sich eingeführt hatte, so konnte der jährliche Ertrag von seinen Grundstükken nicht ansehnlich seyn, indem er den Gewinn von seinem Grappbau erst nach vier Jahren zu hoffen hatte. Das Obst wollte einige Jahre hinter einander nicht gerathen, welches sonst einen erheblichen Gegenstand

seiner

seiner Einkünfte ausmachte. Jakob sah sich also von Zeit zu Zeit genöthiget, etwas zu borgen, und gerieth unvermerkt in Schulden, die er, wenn ihm das Glück günstig seyn würde, mit dem gehofften Gewinn, oder doch wenigstens mit seiner Grappärnte zu tilgen dachte. Er betrieb demnach das Lottospiel immer ernsthafter, und nun mußte auch sein schönes Stück Waldung herhalten, um ihn in den Stand zu setzen, bei jeder neuen Ziehung immer mehrere Nummern zu belegen, wodurch er wenigstens seinem bisherigen Verluste wieder beizukommen hoffte.

Lieber Jakob, sagte ihm eines Sonntags seine Rose, ich dächte, du vergäßest das, was du schon verloren hast, und setztest nicht mehr in das betrügliche Lotto. Sieh, es hat dich schon in Schulden gestürzt, und

wird

wird dich noch tiefer hineinbringen. Der liebe Gott hatte uns so reichlich gesegnet, daß wir mehr hatten, als alle unsere Nachbarn! Wir waren so vergnügt dabei, weil wir es uns angelegen seyn ließen, das zu erhalten, was er uns gegeben hatte, und wir sahen, daß es sich durch unser Schaffen und Thun wirklich vermehrte. Mir ists immer, als könnte es dem lieben Gott nicht gefallen, wenn man ohne Mühe und Arbeit reich werden will. Setze doch nicht wieder ins Lotto! Hörst du, lieber Jakob? Unser schönes Holz hat es auch schon verzehrt, und für den Grapp hast du ebenfalls schon das meiste Geld weg. Du siehst ja, der liebe Gott will es nicht haben. Wir wollen schon sehen, wie wir unserm Schaden durch Fleiß und Arbeit wieder beikommen. Ich habe dir immer gefolgt: folge du mir auch einmal, mein guter Jakob.

Sie setzte sich auf seinen Schooß, streichelte ihm die Backen, und bemühte sich, ihm das Herz so leicht als möglich zu machen.

Jakob fühlte wohl, daß seine Frau Recht hatte; aber er konnte seinen Verlust nicht so verschmerzen, daß er zu dessen Ersetzung das einzige Mittel, was ihm möglich schien, gänzlich hätte aufgeben sollen. Auch hatte es ja dem und jenem zuweilen geglückt, etwas ansehnliches zu gewinnen: warum sollte er nicht die nämliche Hoffnung hegen dürfen? Der Ehrgeiz, oder vielmehr die Schaam vor seinen Nachbarn, gab seinen Gründen vollends das Uebergewicht; doch gelobte er seiner Frau, alsdenn nie wieder ins Lotto zu setzen, wenn er nur einmal seinen Schaden wieder ausgewetzt hätte. Rose schlich sich traurig von seiner Seite, überließ sich ihren finstern Ahnungen, und dachte mit

mit schwerem Herzen an die ersten glücklichen Zeiten ihres Ehestandes.

Solcher Auftritte gab es mehrere. Rose veranlaßte sie nie von selbst, sondern sie benützte bloß die Gelegenheiten, die sich ihr darboten, zumal wenn sie ihren Mann nachdenkend fand, und dann that sie immer freundlich dabei, und ließ nie einen Vorwurf über ihre Lippen gleiten.

Dessen ungeachtet wich Jakob seiner Frau, so oft er es konnte, immer mehr aus, und die Schenke, wo sein Hang zum Lotto noch genährt wurde, ward nun sein beständiger Zufluchtsort. Er nahm an Kartenspielen Theil, um sich zu zerstreuen, und vertrank oft so viel, daß er mit seiner Frau und Kindern einige Tage davon bequem hätte leben können.

Sein Einsatz ins Lotto wurde von Zeit zu Zeit gesteigert; er berechnete immer, was er gewinnen konnte, aber nie, was er schon verloren hatte und was er noch verlieren könnte. Er träumte von Nummern, besetzte sie, fand sich getäuscht, träumte von neuem, und ließ sich ferner täuschen. Darüber vernachlässigte er seine Wirthschaft; seine Obstbäume wurden von den Raupen abgefressen; seine Baumschule verwilderte; sein Weinberg blieb ungepflegt, und das Einkommen ward immer geringer. Der Grapp war verspielt; von der Getraideärnte behielt er kaum den Saamen übrig; er hatte schon ein Capital auf Consens genommen, und war auch außerdem schuldig, ohne zu wissen, wie er bezahlen sollte. Er sah ein, daß er zu Grunde ginge, wenn nicht bald ein Glücksfall erfolgte, aber er konnte nicht mehr zurück.

Das arme Weib, welches nun ihr viertes Kind unter dem Herzen trug, jammerte und weinte heimlich über die Weigerungen ihres Mannes, den sie immer noch herzlich liebte, und arbeitete über ihre Kräfte, um nur das Nothdürftigste herbei zu schaffen. Sie war wohl überzeugt, daß er ihr nicht untreu war, aber sie litt doch nicht weniger, da sie bemerkte, daß er zu Hause keine Ruhe mehr habe, und sich nun bloß seiner Spielsucht und dem Trunke überließ.

Als ihm Niemand mehr borgen wollte, so wurde das letzte Stück Holz vollends niedergeschlagen und verkauft, so daß er nun selbst keines mehr hatte. Dann kam die Reihe an Stroh und Futter, ob er ihrer gleich selbst bedurfte. Endlich wurden ein Paar Kühe auf den Viehmarkt getrieben; und nun kam die Reihe sogar an einige gute

Sachen, die der Frau gehörten. Das gierige Lotto verschlang gewöhnlich das meiste davon, und gab nichts wieder von sich.

Gerade um die Zeit, wo die Umstände am verworrensten und traurigsten wurden, kam Rose mit einer Tochter nieder. Man mußte verschiedenes in Geld verwandeln, was beinahe unentbehrlich war, um nur die nöthigen Kosten herbeizuschaffen, und dennoch litt die arme Wöchnerin fast am nothwendigsten Mangel. Sie raffte sich einige Tage nach ihrer Niederkunft wieder auf, um nur für die allernöthigsten Bedürfnisse zu sorgen, und von nun an war sie es beinahe allein, die durch ihren unermüdeten Fleiß Mann und Kinder ernährte. Sie hatte, selbst in den letzten Zeiten, ihrem Manne an nahrhafter Speise so wenig als möglich abgehen lassen und lieber selbst gedarbt;

darbt; itzt konnte sie das, auch bei der größten Anstrengung, nicht mehr bewerkstelligen; und Jakob, wenn er auch nichts darüber äußerte, schien doch wenigstens immer etwas bessers zu erwarten, als aufgetragen wurde. Rose verlor dessen ungeachtet ihre Sanftmuth nicht, aber es war ihr deutlich anzusehen, wie viel Mühe sie sich gab, ihren Kummer dahinter zu verbergen.

An einem Morgen, den das vortreffliche Weib schlaflos herangeweint hatte, rief ihr Jakob noch unterm Thorwege zu, er werde des Mittags nicht heimkommen, sie solle ihm daher das Essen aufs Feld hinaus bringen. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er seinen Weg fort, und vertiefte sich in seinen betrüglichen Speculationen.

Die gute Frau sann bedenklich hin und

her, wie sie ihrem Manne ein erträgliches Mittagsmahl bereiten wolle, aber sie konnte nichts erfinden. Die letzten Groschen waren am gestrigen Tage in der Schenke verspielt und vertrunken worden; die Vorräthe waren aufgezehrt, der Wirth borgte nicht mehr; und von den schadenfrohen Nachbarn, denen sie kaum in die Augen sehen konnte, war auch nichts zu hoffen. In dieser verzweifelten Lage überließ sie sich eine Zeitlang ihrem ganzen Gram. Der Mittag rückte heran; sie machte den Kindern eine Mehlsuppe, und säugte trostlos das arme Mädchen, welches hierauf an der mütterlichen Brust sanft entschlummerte.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke in den Sinn, den sie mit Hastigkeit festhielt und wirklich auszuführen beschloß. Sie war ja nicht bloß Gattin; sie war auch Mutter,

und eine Mutter von vier Kindern, die nun fast dem gänzlichen Mangel am Nothdürftigsten bloß gestellt waren. Vielleicht, dachte sie, ach! vielleicht, seufzte sie, wird er dadurch gerührt werden, und von seiner Spielsucht zurückkommen! — Diese sehnliche Hoffnung belebte sie ganz, und muthig unterdrückte sie daher die Empfindungen, die ihr Vorwürfe zu machen schienen, daß sie ihrem Manne eine so grausame Scene bereite. Mit behender Eil, als wenn sie fürchtete, sie möchte ihren Entschluß wieder bereuen, legte sie das schlafende Kind in ein Körbchen, worinn sie ihrem Manne gewöhnlich das Essen brachte, wenn er des Mittags nicht heim kommen wollte, und machte sich auf den Weg.

Jakob hatte sich schon einige Male umgesehen, ob Rose noch nicht komme, und

darauf wieder nach der Sonne geschaut, um sich zu überzeugen, ob die Uhr seines Magens wirklich schon auf Mittag deute. Endlich sah er seine Frau mit dem bekannten Körbchen zwischen den Feldern heran kommen. Seine Hoffnung, ein gutes Mahl zu erhalten, stimmte ganz mit seiner Eßlust überein, und beide zusammen verbreiteten eine gewisse Heiterkeit über ihn, die von Rosens schwermüthigem Ernste, mit dem sie sich näherte, gänzlich abstach. Schweigend setzte sie das Körbchen auf den Feldrand hin; Jakob nahm daneben sogleich Platz, zog seinen Huth herunter und verrichtete sein Tischgebet.

Aber welch ein mächtiges Erstaunen ergriff ihn, als er das Tuch vom Körbchen wegzog, und darin keine Speise, kein Getränke, sondern sein schlafendes Kind erblickte!

blickte! Mit stummer überraschender Empfindung blickte er zu seinem Weibe hin, die ihm in einiger Entfernung gegenüber stand, und ihn mit starren überströmenden Augen anschaute. Iß, sagte sie mit einem festen, aber erschütternden Tone, du hast ja noch größeres Recht daran als der Hunger, der den armen Wurm ohnedieß bald verzehren wird: ich habe sonst nichts mehr, was ich dir zu bringen vermöchte. Du hast mir nichts weiter gelassen, wovon ich dich und deine Kinder sättigen könnte; du hast gestern die letzten Groschen in der Schenke verthan, die noch auf einige Tage hingereicht hätten: sättige dich nun an deinem eigenen Kinde!

Jakob ward durch diese Reden bis ins Mark erschüttert. Mit stummem Entsetzen starrte er eine Zeitlang auf den Boden hin, und sah den Abgrund vor sich, an den

er sich und die Seinigen gebracht hatte. Plötzlich sprang er auf und fiel seinem trefflichen Weibe um den Hals. O vergieb mir, meine Rose, rief er schluchzend aus, o vergieb mir, wenn du kannst! Bei Gott! ich will nie wieder spielen; ich will Tag und Nacht arbeiten, um mich aus dem Unglück herauszureißen, in das ich mich so blindlings gestürzt habe. Glaube nur, daß es mir Ernst ist; ich will dir in Allem folgen. Ach! hätte ich es doch immer gethan!

Rose freute sich ihres schönen Siegs, und ließ ihren leidenden Mann nicht lange in Ungewißheit, ob sie ihm gänzlich verzeihe. Sie schlang ihre Arme feurig um ihn herum und überhäufte ihn mit Liebkosungen. O mein Jakob, rief sie rührend aus: sieh, nun bist du wieder mein. Ach seit langer Zeit warest du es nicht mehr! Schon lange

waren deine Kinder so gut als verwaiset! Nicht wahr, lieber Jakob: du willst nun ihr Vater wieder seyn?

Jakob konnte diese Reden kaum ertragen; sie vollendeten seine plötzliche Sinnesänderung aus dem Grunde. Für Rosen war dieser Tag ein zweiter Hochzeittag, so sehr auch ihr häuslicher Zustand von jenem ehemaligen verschieden war. Es ward ihr auf einmal, als wenn man ihr einen schweren Stein vom Herzen gehoben hätte. Mit ruhiger Heiterkeit suchte sie die trüben Wolken von ihres Mannes Stirne zu verscheuchen, und ruhte nicht eher, als bis es ihr wenigstens in etwas gelungen war. Sie zeigte ihm, auf welche Weise sie sich bald wieder helfen könnten, und erweiterte dadurch seinen durch Sorgen und Mißmuth eingeengten Gesichtskreis nicht wenig.

Jakob hielt Wort: er setzte nicht mehr ins Lotto, ging nicht mehr in die Schenke, und ward ganz wieder der arbeitsame und ordentliche Mann, der er sonst gewesen war. Rose gab ihm darin nichts nach, und die mühsamsten und ungewohntesten Arbeiten wurden ihr leicht. Nie erwähnte sie etwas von ihrer vorigen Lage, und wollte ihr Mann zuweilen davon anfangen, so hielt sie ihm den Mund zu und schäkerte mit ihm. Jakob wollte schlechterdings, daß sie alle Groschen in Verwahrung nähme, und sie that es eine Zeitlang, so sehr sie sich auch anfangs widersetzte; sobald aber die erste dringende Schuld abgetragen werden konnte, mochte sie nun mit der Einnahme weiter nichts mehr zu thun haben; ja sie schien sich gar nicht mehr darum zu bekümmern. Es währte nicht lange, so konnte wieder eine Kuh angeschafft werden, und bald darauf

eine zweite. Die kleinen Schulden wurden zuerst getilgt, und dann kam die Reihe an die größern. Jakob sammlete eifriger, als wenn er einen Schatz anzulegen hätte. Einige fruchtbare Wein- und Obstjahre setzten ihn in den Stand, einen ansehnlichen Theil seiner größern Schulden zu bezahlen, und nun konnte er schon berechnen, in wie viel Zeit er sein Guth wieder ganz frei zu machen hoffte. Nur seine Waldung, die er so geliebt hatte, konnte er so bald nicht wieder herstellen; ihr Anblick blieb ihm der einzige Vorwurf über seine Thorheiten.

So ward allmählig der Wohlstand und das häusliche Glück dieser Familie durch Rosens sanftes und kluges Benehmen gänzlich wieder hergestellt, ohne welches sie augenscheinlich zu Grunde gegangen wäre.

Alle Nachbarn wurden dadurch erbauet; kein Mensch sprach mehr von Jakob und Rosen geringschätzig; und keine Nachbarin sah Rosen mit scheelen Augen an, wenn sie schon zuweilen sich von ihrem Manne gefallen lassen mußte, daß er ihr Rosen als ein Muster einer vortrefflichen Hausfrau aufstellte.

Die Angebinde.

Die Angebinde.

Es war einer der schönsten Morgen, wie ihn jemals eine heitere und stille Sommernacht in ihrem Schoose getragen hatte; ein Morgen, dessen holde Reinheit den herrlichsten Tag bereitete, um auf dessen goldenen Schwingen, gleich einem schönen Bilde der Vergangenheit, in den lieblichen Abend hinüber zu schweben.

Die Sonne schien so freundlich neben der hohen Linde zum Fenster herein, wo der Amtmann Dorner noch in ruhigen Schlum-

mer versunken war, gleich als wollte sie ihn in den sanften Träumen belauschen, die auf seinem Gesichte sich malten, und ihn dann zu einer glücklichern Wirklichkeit wecken. Dem Bette gegenüber stand ein Tischchen mit mancherlei Sommer-Levcojen und schönen Nelken besetzt, zwischen welchen sich aus der Mitte ein herrlicher Rosenstock mit vielen Rosen erhob. Nicht lange hatte sie erst die liebe Tochter, auf leisen Socken, ins Zimmer getragen, und harrete nun des frohen Erwachens des besten der Väter bei der guten geschäftigen Mutter im Nebenzimmer.

Dorner schlief heute länger als sonst, denn er war spät erst entschlummert. Er hatte, als er sich schlafen legte, eine genaue Abrechnung mit seinem Gewissen gehalten, und über die Zukunft wegen der Seinigen mit Vatersorge gedacht. Endlich öffnete sich sein

sein heiteres Auge, blickte lächelnd nach dem Blumentischchen hin, und dann mit innigem Dankgefühle zum Himmel empor.

Vater, gütiger Vater, hub er leise zu beten an, wie sollen dir Empfindungen danken, die sich vor lauter Fülle einander selbst nicht begreifen, und in ein Wechselgefühl von Glückseligkeit und Liebe für dich zusammenfließen! Mit einem einzigen Blick durchschaue ich itzt mein glückliches Leben, und fühle so ganz, daß du auf jedem Pfade mich leitetest. Vergieb mir, wenn ich zuweilen die mühevollen Jahre, die ich durchlebte, mit stillen Seufzern betrachtete und hoffnungslos in die Zukunft blickte. O nun fühl' ich es ganz, daß ich ihnen meine bessern Gefühle, meine Thätigkeit, mein ganzes itziges Glück und meine Zufriedenheit danke. Funfzig Jahre sind nun von meinem

nem Leben dahin; und ich genieße einer festern Gesundheit als sonst. Ich bin ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater, und habe Gutes in meinem Amte gestiftet. O gieb mir ferner die thätige Kraft, um in demselben nützlich zu wirken, und erhalte den edlen Fürsten bei seinen guten Gesinnungen und mir sein Vertrauen. Dieß eine wag' ich, gütige Vorsehung, heute von dir zu erbitten. Wohl dacht' ich vor vielen Jahren — und Wünsche nährten den schmeichelhaften Gedanken — ich würde vielleicht nach meinem funfzigsten Jahre mehrerer Ruhe genießen und mehr mir selbst und den Meinigen leben können; und nun würde ich das nicht wünschen, wenn ich auch könnte. Das Bewußtseyn, Gutes in meinem Amte zu leisten, und die geliebte Sorge für eine treue Gattin und liebe Kinder, erleichtern mir alles, und machen mir selbst die

beschwerlichsten Arbeiten lieb. Auch dieß erkenn' ich für Glück, und danke dir, Vater, mit gerührtem Herzen dafür. Ist noch ein Wunsch, der meine Seele beschäftiget, so ist er bloß auf meine Kinder gerichtet. Es ist dem väterlichen Herzen so wichtig, sie glücklich zu wissen. O leite du ihr Schicksal, gütige Gottheit! Weniger bin ich besorgt um meinen Sohn, wenn er fortfährt, auf deinen Wegen zu wandeln; denn Männer haben, trotz der größern Beschwerden, doch manches voraus, ihr Glück zu begründen. Lenke deshalb, wohlthätiger Vater, alles das Gute, womit du mich so unendlich beglückst, nun mit zu dem Guten, was du meiner geliebten Tochter bestimmtest. O gieb ihr einen redlichen Gatten, der ihres vortrefflichen Herzens werth ist, und der sie glücklich zu machen versteht. Ihr edles fühlendes Herz — es würde zerrissen werden,

den, wenn es ein Mann von rauher Gemüthsart nicht zu würdigen wüßte. O möchte — doch ich wage den Wunsch meines Herzens nicht auszusprechen: es geschehe dein Wille, lieber himmlischer Vater!

So betete der Amtmann Dorner und mischte seine Betrachtungen so vertraulich darein, als spräche er mit einem Freunde, dem er den Inhalt seiner Wünsche recht nachdrücklich ans Herz legen wollte. Er war es gewohnt, in den Stunden stiller Betrachtung sich so mit Gott zu unterhalten, und glaubte die Hand seiner Vorsehung in allem, was ihm begegnete, aufs überzeugendste wahrzunehmen. In alle Geschäfte, in alle Freuden des Lebens mischte sich dieses Gefühl, und drum war er immer heiter und froh.

Er hatte die letzten Worte seines Gebets mit wahrer Herzenserhebung gesprochen, und Gattin und Tochter hatten den Laut davon im Nebenzimmer vernommen. Leise öffnete letztere die Thüre, und flog, als sie den lieben Vater erwacht fand, in seine gegen sie ausgestreckten Arme. Eilig kam nun auch die Mutter herbei, und schalt mit Lächeln das Mädchen, daß sie die ersten Morgenküsse hinweg genommen, die ihr doch gehörten. Freundlich streckt' er nun auch die Arme nach ihr hin und drückte sie lang an sein liebetrunkenes Herz.

Da erfolgten nun von Mutter und Tochter die innigsten Glückwünsche zum wiedererlebten frohen Geburtstage des theuern Gatten und Vaters. Wie herzlich flossen sie nicht aus jedem Munde! Wie mischten sich die wahren Gefühle des Danks

so rührend darein! Die Gattin hatte sich zu ihm aufs Bette gesetzt, und hielt seine rechte Hand in ihrer Linken, während das freudige Mädchen die andere faßte und dem zärtlichen Vater die Wangen streichelte. Laßt uns der Vorsehung danken, unterbrach er die sanften Liebkosungen seiner Geliebten; denn sie ists, die uns alle so glücklich macht. Bewahre dein reines Herz, meine Adolphine, sprach er zur Tochter, dann wird sie auch dir ein dauerhaftes glückliches Schicksal bereiten. Das gab sie mir schon, mein Väterchen, sagte das reizende Mädchen, und schmiegte sich, den bedeutenden Blick auf die vergnügte Mutter gerichtet, mit aller Wärme der kindlichen Zärtlichkeit an die emporgehaltene Wange des lieben Vaters, der sie mit sanftem Ernst und Vergnügen betrachtete.

Komm, Adolphine, sprach nun die Mutter, der Vater muß aufstehn. Susanne hat schon den Kaffee gebracht, und die Butter zur Semmel wird wieder weich. Da folgte sie ihr in das Zimmer, und holte den Lehnstuhl zum Tische, wo sich Tassen und Kaffee befanden und ein großer und breiter Kuchen bereit stand, wie Dorner ihn gern aß. Nicht lange darauf trat er mit dem Rosenstocke herein und lobte die herrlichen Rosen, die sich erst aufzuschließen begannen, und setzte ihn neben den Kuchen, den er nun erst bemerkte. Ist das die Butter zur Semmel? sagte er freundlich scherzend zur lachenden Gattin, und küßte sie dankbar. Heut ist ja Geburtstag, erwiederte sie, ich muß dir doch auch ein Angebinde verehren, sonst sticht Adolphine mich ganz aus. Da hüpfte das holde Mädchen zur Mutter und küßte sie scherzend, und

hurtig

hurtig setzte sie sich dann wieder zum Vater.

Das Frühstück wurde unter vergnügten Gesprächen genossen, welche die Gegenwart und auch die Vorzeit betrafen. Dorner lobte das Glück des Mittelstandes und zeigte, wie bei einem thätigen Leben und Mäßigkeit jeder Genuß sich erhöhe, und wie eine gute Wirthschaft bei sparsamen Einkünften auch manches erlaubte Labsal möglich zu machen wissen. Schmeckt uns nicht heute, sprach er, ein Stückchen Kuchen besser, als wenn wir ihn täglich genießen könnten? — Aber er ist auch wirklich vortrefflich! Besser versteht ihn Niemand zu bakken als du, nickte er mit versichernder Miene der schmuzelnden Gattin zu, und nahm noch ein Stückchen.

Nach einer Weile äußerte Dorner, es sei nun Zeit, an seine Geschäfte zu denken; allein die Mutter meinte, es sei ja noch früh, und winkte der Tochter aus dem Zimmer zu gehen. Könntest du nicht, fragte sie drauf den Mann, am heutigen Tage dich aller Arbeit entledigen? Der Fürst, ich weiß es, hat gewiß nichts dagegen, denn du fehlest ja nie, und an einem Jubeltage, wie heute, geht es wohl an. Nein, liebes Weib, versetzte er freundlich; es ist oft viel an einem Tage gelegen, und überdieß ist verschiedenes auszufertigen, was denen, die es betrifft, zu wichtig ist, um es bis morgen zu verschieben. Der Pachter zu Wendingen hat freiwillig einen Schadenersatz erhalten, und die Gemeine zu Lingen das Niederwäldchen zurück bekommen, dessen der vorige Fürst sich angemaßt hatte. Noch heute muß ich ihnen die frohe Nachricht er-

theilen, damit sie durch meine Schuld nicht einen einzigen Tag an der Gerechtigkeit unsers itzigen Fürsten zweifeln. Nun, ein paar Stunden des Vormittags lass' ich es gelten, erwiederte sie, aber die ganze übrige Zeit bist du unser. Schüttle nur nicht, heut hilft es dir nichts; denn Kindern, weißt du, darf man den Willen nicht lassen. Und im Ernste gesprochen, wir sind für Mittag und Abend zu Gaste geladen: rathe von wem?

Dorner rieth auf einige Freunde, aber er konnte den rechten nicht treffen. Nun so muß ich dir's sagen, versetzte sie mit wichtiger Miene: der Kaufmann Follert hat uns auf seinen Garten gebeten. Follert? rief Dorner mit einiger Verwunderung aus: wie mag denn das kommen? Erklären kann ich mir's wohl, gab sie zur Antwort: der

junge

junge Follert scheint Adolphinen ein wenig ins Auge gesehen zu haben; vermuthlich sind die Aeltern nicht abgeneigt, und suchen nun einen nähern Umgang mit uns, um den Handel in Gang zu bringen. Hm! Hm! ertönte aus Dorners Munde; es schien ihm die ganze Sache nicht recht zu seyn, aber er mochte doch nichts dagegen äußern. Und weiß Adolphine von dieser Absicht? fragte er ruhig. Ja, versetzte die Gattin, ich habe mit ihr darüber gesprochen, und sie scheint den jungen Follert leiden zu können. Dorner erwiederte nichts darauf, und schüttelte bloß ein wenig mit dem Kopfe. Was meinst du dazu? fragte sie ihn vertraulich, und that als ob sie nicht merkte, daß er darüber kein Vergnügen bezeigte. Was ich meine, sprach er: ich denke, der junge Follert passe nicht recht für Adolphinen; sie ist so sanft, so weich, so

zart

zart in ihren Empfindungen, und er — vermag diesem Herzen unmöglich Gnüge zu leisten. Zwar weiß man gerade nichts übels von ihm; aber sein ganzes Benehmen zeugt von einer sehr gewöhnlichen Denkart, und kurz, er scheint mir nicht für unsere Adolphine zu passen.

Freilich, hub die Mutter nach einigen Secunden wieder an, der Rath Delmhorst wäre so ganz für sie gewesen; aber daran ist nicht mehr zu denken. Weißt du das schon gewiß? versetzte Dorner: er benimmt sich doch immer so aufmerksam gegen unsere Tochter. Ja, gefallen mag sie ihm wohl, gab sie zur Antwort, und wenn die Fürstin nicht wäre, so hätten sie wohl ein Paar werden können: aber noch vorgestern sprach ich die Kammerfrau, die mich versicherte, die Hofdame selbst habe ihr kürzlich

vertraut, es sey nun so gut als richtig mit ihr und dem Rath. Und gestern, als Delmhorst erwähnte, er würde uns morgen bei Follerts sehen, ließ ich ihm meine Vermuthung merken, und gab auf ihn Acht, wie er das aufnehmen würde: aber er fand es natürlich, und schien sich gewissermaßen darüber zu freuen.

Sonderbar, rief Dorner mit Gelassenheit aus: Adolphine und Delmhorst wären, dem Anscheine nach, ein glückliches Paar geworden; und sie mit Follert, und er mit dem Fräulein, scheinen, nach menschlicher Einsicht, es niemals werden zu können. Wie wunderbar doch des Himmels Fügungen sind! Vielleicht trennt er nur deswegen edle Gemüther von einander, damit jedes für sich einen andern Wirkungskreis fülle, und durch seinen Einfluß andere Menschen veredle.

veredle. Der Lohn kömmt dort, setzte er langsam hinzu: hier ist ja alles nur Mittel zu höherem Glück.

Du siehst es also wohl nicht gern, daß wir heute zu Follerts gehen? sagte die Gattin etwas verlegen. Ich schlug die Einladung anfangs aus, und schützte deinen Geburtstag vor; aber sie bestanden, als sie das hörten, nur desto dringender darauf, und wünschten, du möchtest es nicht eher erfahren, als heute. Was konnt' ich da machen? Und da ich bedachte, daß Follerts Sohn nun der einzige ist, der eine Parthie für unsere Tochter wäre, so glaubte ich wenigstens, Follerts durch eine abschlägige Antwort nicht beleidigen zu dürfen. Hätte ich aber gewußt —

Sei ruhig, liebes Weib, ich tadle dich

nicht; du hast vernünftig gehandelt. Und übrigens ist ja mit diesem Besuche noch nichts versehen. Wer weiß sogar, ob deine Vermuthung gegründet ist, denn Follert scheint einen großen Werth auf Vermögen zu setzen. Es kömmt hier Alles auf Adolphinen an: ich werde sie heute bemerken, und gelangt dann ein Antrag an uns, dann werd' ich ihr unverhohlen meine Bedenklichkeit sagen, damit sie sich prüfe, und keine Verbindung eingehe, von der sie vielleicht ein größeres Glück sich verspricht, als ihr dieselbe zu gewähren vermag. Bliebe sie aber entschlossen dazu — denn Adolphine kann nicht leichtsinnig handeln — so werd' ich, wenn ich auch andere Wünsche gehegt, der Vorsehung nie widerstreben. Ich werde es vielmehr für eine Wohlthat erkennen, wenn Adolphine, die Delmhorsten auf keine gewöhnliche Weise zu schätzen schien, ihn

ohne Kummer vermissen kann; denn Männer, wie er, sind zu selten, als daß ihn ein Anderer ihr leicht ersetzen könnte. Hätte ich ihn Schwiegersohn nennen dürfen: er wäre mein Stolz gewesen. Gewiß würde sein edles Herz, was so mächtig auf unsern jungen Fürsten gewirkt, daß er ihn zu seinem vertrautesten Freunde und Rathgeber gewählt, in Adolphinen, auf die ich eben so stolz bin, einen reizenden Lohn gefunden haben.

Seine gerührte Gattin trocknete sich die Augen, und schien ihm in die Arme fallen zu wollen, als eben der junge Dorner, der bei einem Sachwalter wohnte, um sich zur nämlichen Laufbahn vorzubereiten, ins Zimmer trat, seinem würdigen Vater die Wünsche seines Herzens zu bringen. Sie wurden nicht weniger herzlich empfangen als

ausgesprochen. Du giebst mir Hoffnung, mein Sohn, redete der Vater ihn an, ein brauchbarer und redlicher Mann zu werden. Der Weg, den du zu deiner Bestimmung gewählt, ist schlüpfrig; aber wenn du dich niemals von Recht und Pflicht entfernst, wenn du das Deinige völlig verstehst, um selbst durch Unwissenheit Niemandem zu schaden, der sein Recht in deine Hand niederlegt, um es für ihn zu behaupten, und wenn du die schändliche Streitsucht durch bessern Rath und gewissenhafte Vergleiche so viel als möglich zu hindern suchst: dann ist auch deine Beschäftigung eine der würdigsten. Glaube drum nicht, du werdest dabei verhungern, wie viele Sachwalter ihre wahren Gesinnungen zu beschönigen suchen: die Vorsehung wird gewiß für dich sorgen, und ein nothdürftiger Unterhalt, der dein Gewissen nicht drückt, gewährt dir

einen

einen frohern Genuß, als wenn du von unrecht erworbenen Gütern schwelgtest. So lang ich lebe, will ich dich gern unterstützen, so viel ichs vermag, damit du beim Anfang deiner Practik nie in Versuchung geräthst, von dieser Richtschnur zu weichen.

Vater! Vater! kam Adolphine eilig ins Zimmer gelaufen, der Kammerdiener des Fürsten wünscht Sie zu sprechen, und unten im Hause sind ebenfalls Leute, denen er zu warten befahl. Vielleicht eine dringende Sache, gab Dorner zur Antwort: laß ihn hereinkommen, und ihr, meine Lieben, geht indessen hinaus; er hat gewiß in Geschäften mit mir zu sprechen.

Die Familie hatte sich entfernt, und der Kammerdiener trat zur Thüre herein. Der Fürst hat mich gesandt, war seine Anrede,

Ihnen

Ihnen dieses Schreiben nebst beifolgendem Schächtelchen zu überreichen. Lassen Sie sich nieder, versetzte der Amtmann, und langen Sie indessen ein Stückchen Kuchen zu: es ist mein Geburtstagsgeschenk. Ich werde sogleich nachsehen, ob auf des Fürsten Befehle etwas zu erwiedern ist. Hierauf entfaltete er das Schreiben und las:

„Mein würdiger Amtmann!“

„Ich halte es für Pflicht, Ihnen zu Ihrem heutigen Geburtstage meinen Glückwunsch zu machen, und bitte Gott, mir und meinen Unterthanen noch lange einen Mann zu erhalten, der seit fünf und zwanzig Jahren in seinem Amte die unverbrüchlichste Rechtschaffenheit bewiesen, und der trotz mancher Bedrängnisse, die er nicht abzuwenden vermochte, von allen meinen Unterthanen, wie mir hinlänglich bekannt ist,

als ein wahrer Vater verehrt wird. So allgemeine Beweise von Achtung könnten mich eifersüchtig machen, wenn ich nicht einsähe, was für wichtige Vortheile auch für mich daraus erwachsen. Ich werde mit Ihnen wetteifern, die Liebe der Unterthanen zu verdienen, aber Sie muß ich bitten, mir sie erwerben zu helfen. Seyn Sie ferner mein treuer Rathgeber, und empfangen Sie mit und in dieser Dose, welche Ihnen mein Kammerdiener überreichen wird, ein geringes Merkmal meiner Freundschaft und meines guten Willens. Heute wünsche ich, daß Sie sich aller Geschäfte enthalten, um Ihren Geburtstag im Schoose Ihrer Familie mit ungestörtem Vergnügen zu begehen. Ich sende Ihnen in dieser Absicht zugleich einige Flaschen alten guten Wein, um darinn meiner Gemahlin, die Sie ihrer aufrichtigsten Theilnahme versichert,

sichert,

LB Coburg

sichert, und meine Gesundheit zu trinken. Wir werden in Gedanken mitten unter Ihnen zu seyn, und auf das lebhafteste Ihres heutigen Glücks uns freuen."

Ihr
erkenntlicher Freund,
Wilhelm Gustav.

Dornern standen die Augen voll Wasser, als er das Schreiben gelesen hatte, und der Mund verzog sich in ein Lächeln, worin eine Mischung von inniger Freude und Rührung lag. Welch ein vortrefflicher Herr! rief er mit Begeisterung aus, und erhob sich eilig von seinem Stuhle. Den Augenblick will ich mich anziehen, um ihm selbst den Dank meines vollen Herzens darzubringen. Er ist eben aufs Land gefahren, sagte der Kammerdiener, und wird vor Abend nicht wieder kommen. So bitt' ich

Sie,

Sie, versetzte der Amtmann, den gnädigsten Fürsten, wenn er zurückkömmt, vorläufig meiner tiefsten Dankbarkeit zu versichern, und ihm zu sagen, daß es mich drücke, sie ihm erst morgen persönlich äußern zu können. Ich habe Ihnen auch, versetzte der Kammerdiener, funfzig Flaschen alten Rheinwein und fünf und zwanzig Flaschen Tokaier zu überliefern; sie stehen noch unten im Hause, weil sie doch in den Keller gebracht werden müssen. Hier rief der Amtmann seine Gattin und Kinder herbei, um sie sogleich in Empfang zu nehmen.

Als er allein war, durchlas er das Schreiben des Fürsten noch einmal. Es wäre Vermessenheit, solche Gefühle, wie sich in seinem Herzen zusammen drängten, durch Worte schildern zu wollen. Mit gefaltenen Händen ging er das Zimmer auf

und ab, und äußerte nichts, als die Worte: Das kömmt von dir, mein himmlischer Vater!

So ging er noch lange herum und hatte eben das Schreiben zum dritten Male durchlesen, als Frau und Kinder wieder ins Zimmer traten. Das ist ein köstliches Geschenk, versetzte die erstere; das soll dich laben, du guter Mann, wenn dich häufige Arbeit geschwächt hat. Der Fürst hat beide Weine aus seinem Mutterfäßchen zu geben befohlen; der Rheinwein soll Achtundvierziger, und der Tokaier, wie der Kammerdiener sagte, noch älter seyn.

O der gnädige Fürst! rief Dorner mit gehobener Stimme. Aber das ist nur eine Kleinigkeit gegen dieß Schreiben. Leset es selbst; es enthält unendlich mehr, als ich

verdiene. Adolphine ergriff es behende, und las es laut mit freudiger Rührung. Drauf küßte sie das edelmüthige Schreiben und sagte: Das ist doch ein Fürst! Allein was sind Sie ihm auch, mein vortreffli-cher Vater!

Und wo ist denn die Dose? fragte die Mutter. Ja, bald hätt' ich sie über das Schreiben vergessen, erwiederte Dorner; da steht sie noch eingesiegelt. Sie öffnete nun die Schachtel, indeß sich die übrigen neugierig herbeidrängten, und Alle brachen in laute Bewunderung aus, als sie die präch-tige goldene Dose mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Fürsten erblickten.

Fast so schön als die Gabe selbst! sagte Adolphine, da sie so von einer Hand in die andere ging. Aber doch noch nicht so schön

als

als das Schreiben! versetzte der Vater. Wie sie wohl von innen aussieht? fiel die Mutter ein. Der Sohn, der die Dose eben in der Hand hielt, öffnete sie. Es lag ein mehrmals zusammengelegtes Papier darin, welches er sogleich dem Vater übergab, dem itzt der Ausdruck mit und in dieser Dose, dessen er sich erst bei dem Bildniß wieder erinnerte, etwas stärker auffiel. Aber wie groß war seine Verwunderung, als er das Papier aus einander gelegt hatte! Es enthielt eine jährliche Gehaltszulage von zweihundert Thalern für ihn.

So willkommen auch dem Amtmann diese Zulage seyn mußte, weil seine bisherige Besoldung, wenn er schon an einem kleinen Orte wohnte, nur zu einer sehr mässigen Haushaltung hinreichte, und also mit

der Wichtigkeit seines Amts in keinem Verhältnisse stand: so war seine Freude darüber dem Vergnügen über das Schreiben immer nur untergeordnet. Der guten Frau hingegen war es freilich nicht übel zu nehmen, wenn sie dabei fröhlich ausrief: Das Beste kömmt zuletzt! Sie hatte es bisher allerdings sehr klug anfangen müssen, denjenigen Theil der Besoldung, der für die Wirthschaft bestimmt werden konnte, dergestalt auszudehnen, daß er sich über alles erstreckte, und noch dann und wann die Feier einer frohen häuslichen Begebenheit gestattete. Nun kann doch mein lieber Vater alle Tage ein Gläschen Wein trinken! äußerte Adolphine. Meiner Meinung nach muß in unserer Wirthschaft keine bedeutende Veränderung vorgehen, sprach der Vater; was wir uns zuweilen erlauben dürfen, muß nicht zur Gewohnheit werden. Nun soll die

Mutter etwas für dich zurücklegen, sagte er zu Adolphinen; und dich, mein Sohn, kann ich um so bequemer mit dem Nothwendigsten versehen, wenn die erlaubte Aernte deiner redlichen Bemühungen zu deinem Unterhalte anfangs nicht hinlänglich seyn sollte. Die Mutter hörte dieß mit an, ohne eine Silbe dazu zu sagen. Alle priesen die Güte des Fürsten, weil dessen geringe Einkünfte, wegen Abtragung der großen Schuldenlast, die auf seinem kleinen Gebiete haftete, eher Einschränkungen nöthig machten, als größere Ausgaben erlaubten, zumal da den Unterthanen so manches erlassen worden war, was die vorherigen Einkünfte ohnedieß sehr geschmälert hatte. Niemand wußte dieß besser als der Amtmann, und darum rechnete er dem Fürsten diese Zulage so hoch an, ohne sich dabei in den Sinn kommen zu lassen, daß er wohl eine weit größere verdiene.

Aber nun muß ich wirklich an meine Geschäfte gehen, hub er an. Du willst also dennoch arbeiten, versetzte die Mutter, ungeachtet dich der Fürst selbst davon losgesprochen hat? Der Fürst wohl, gab er zur Antwort, aber mein Gewissen nicht. Siehe, liebes Weib, ich würde heute nicht so recht vergnügt seyn können, wenn ich nicht die beiden Ausfertigungen noch zu Stande bringen und an ihre Behörde übersenden könnte. Nun so halte dich nur fein dazu, erwiederte sie, denn wir sollen schon um eilf Uhr im Garten seyn.

Dorner ging nunmehr in die Amtsstube und vollendete, was er sich vorgenommen hatte. Der Amtsfrohn war schon bereit, und mußte, sobald die Berichte gesiegelt waren, sich gleich damit auf den Weg machen. Die Zeit ließ es zu, noch einige andere Sa-

chen

chen vorzunehmen, die zwar nicht dringend waren, aber doch einmal ausgefertigt werden mußten.

Indessen waren die übrigen Glieder der Familie äußerst geschäftig, sich zu der grossen Feierlichkeit zu rüsten, die itzt bevorstand. Die Mutter suchte ihr zierliches Brautkleid nebst den Blondenmanschetten herbei, die sie nur bei Gevatterschaften trug, und langte aus dem großen nußbaumenen Schranke eine Schachtel herab, die ihren Schmuck verwahrte, welcher aus einer schmalen goldenen Halskette, Ohrringen von böhmischen Granaten, und gewässerten Bandschleifen bestand. Dann mußte ihr Adolphine gleich die Haare zurecht machen und die neugesteckte tiefe Haube aufsetzen, bevor sie ihren eigenen Putz in ihrem Schlafzimmer beginnen durfte. Dem Sohne hingegen wurden

den Aufträge außer dem Hause ertheilt, die er mit vielem Vergnügen verrichtete.

Kaum sah Adolphine sich endlich allein, so warf sie sich neben ihr Bette auf einen Stuhl und überließ sich ihren frohen Gefühlen. Freilich waren sie nicht von einerlei Art, aber ihr weichgeschaffenes Herz erzeugte und nährte sie alle mit einerlei Wärme. Bald hing sie das Köpfchen mit sanftem Lächeln, und nichts bewegte sich da an dem schönen ruhigen Körper, als das bebende Halstuch, was süße Regung glücklicher Liebe verrieth. Bald schaute sie munter umher, als wenn sich ihr Blick schon voraus an einem froh überraschenden Auftritte weidete. Bald sah sie wieder so schmachtend, so hold vor sich hin, wie eine Braut in den glücklichsten Augenblicken des Lebens, und höher färbten sich unvermerkt

die rosigen Wangen. Dann fuhr sie, nach so schönen Minuten, wieder froher lächelnd zusammen, und schien ein neues naives Bild der heitersten Freude zu haschen.

Schon hatte eine ziemliche Weile das holde Mädchen so lieblich verträumt, als die sorgsame Mutter, die mit Susannen noch manches Geschäfte betrieben, emsig zur Thüre hereintrat, nach dem geputzten Mädchen zu sehen. Ih Adolphine! rief sie erstaunt; ich glaube, du schläfst. Oder schwatzest du etwa gar in Gedanken mit Follert? setzte sie scherzend hinzu. Da sprang das Mädchen hurtig vom Stuhle und verneigte sich muthwillig vor der schmälenden Mutter. Warte nur, sprach sie, Follert soll alles erfahren. Geschwind kleide dich an, sonst schließ' ich dich ein, und du bleibst bei Susannen.

Das wirst du doch nicht, du böses Mutterchen! versetzte das schmeichelnde Mädchen. Eh die Katze ein Ei legt, bin ich geputzt, und neige mich stattlich vor der lieben Mama. Sogleich fielen ihr die braunen Locken vom Haupte, und die natürlichen Ringel spotteten des gelätterten Kamms. In wenig Minuten war das seidene Haar so lieblich geordnet, als hätten ihr die Huldgöttinnen geholfen, und ein schmales lichtblaues Bändchen unterbrach sein glänzendes Braun. Das schleierweiße Gewand, das schon seit frühem Morgen bereit lag, schmiegte sich züchtig an den reizenden Körper, der größere Schönheit verrieth, je weniger Absicht dabei war sie zu verrathen; und unter dem Busen schlang sich ein breiteres Band um den Leib, wie das in den Haaren, aber von gleichem gefälligen Blau. Das Mädchen war fertig, und schön wie ein Engel.

Mit steifem Rücken trat sie zur Mutter hinein, bei welcher Susanne über die unter gezogenen Röcke Musterung hielt, und verneigte sich tief, mit den Worten: Hier bin ich, liebe Mama. Dann hüpfte sie schnell zu der Mutter, die sie von oben bis unten betrachtete, und legte das Haupt auf die Schulter, gleich als wenn sie sich schämte, daß sie so schön sei. Drauf sprang sie einige Schritte zurück und belächelte lose den modischen Staat des vorletzten Vierteljahrhunderts an der prangenden Mutter. Du ungezogenes Mädchen! sagte die Mutter: du darfst dich wohl zeigen in deinem lappigen Putz. Sonst trug man doch Kleider, wie sichs gehört; itzt sehen die Mädchen aus, wie sonst die Bräute, wenn sie am Hochzeitabend dem Bräutigam ins Bette geliefert wurden. Gutes, bestes Mutterchen, rief Adolphine, und hing sich ihr um den

Hals, rede doch nicht so. Sieh nur die großen Glocken am Arme, und wie breit du auf einmal von hinten und vornen geworden: soll ich nicht lachen?

Indem trat der Vater zur Thüre herein, und Adolphine floh ihm entgegen. Er umfaßte sie zärtlich mit seiner Rechten, und betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen. Jage sie fort, das häßliche Mädchen, sprach die Mutter zum Vater: du verhätschelst sie eben. Macht sich das junge Ding doch über die Mutter lustig! So was kann Adolphine nicht thun, erwiederte lächelnd der Vater. Also glaubst du ihr mehr? versetzte sie wieder: nun, das ist weit gekommen! Susanne hat es gehört. Nein, liebes Väterchen, sagte Adolphine mit ernstem traulichen Wesen, ich mußte nur lachen, daß die Mutter an jeden Arm ein

kleines Schleppkleid gezogen. Ist das etwas Böses? Warte nur, Mädchen! drohte die lachende Mutter; und die treue Susanne hätte sich beinahe todt darüber gekickert.

Schon lagen Kleider und Wäsche nebst den geputzten silbernen Schnallen für den Vater bereit. Er nahm sie und fragte: Warum so in Staat? Weil heute Geburts- und Jubeltag ist, gab die Mutter zur Antwort; und wie mir Susanne gesagt, ist eine Schwester der Follert mit ihrer Tochter gekommen; da läßt es doch nicht, wenn man so alltäglich erscheint. Drum hab' ich dir auch schon Tabak in die goldene Dose gethan, damit sie doch sehen, wie viel der Fürst auf dich hält. Wider die Dose hatte nun Dorner am meisten einzuwenden; aber auch Adolphine trat nun auf die

Seite der Mutter, und so ergab er sich endlich darein.

In kurzem erschien der Vater völlig gekleidet, und mittlerweile war auch der junge Dorner gekommen. Die ganze Familie wollte schon das Zimmer verlassen, als der Vater, der sich an seiner Tochter nicht satt sehen konnte, geschwind wieder umkehrte, und die schönste Rose vom Stocke schnitt. Hier, Adolphine, sagte er freundlich, es fehlt dir noch etwas zu deinem Putze, und du hast die Rosen so gern. Mit einem Blick der kindlichsten Liebe küßte sie ihm stillschweigend die Hand, und nun verließ man das Zimmer, nachdem die Mutter Susannen noch einmal das Haus gehörig empfohlen hatte.

Von diesem Augenblick an wurde die

muntere Adolphine sinnig und stumm. Mit niedergeschlagenen Augen ging sie neben dem Vater einher, und vergaß oft den ehrerbietigen Grüßen zu danken, die von allen Seiten erfolgten. Es war ihr auf einmal so voll im Herzen geworden, daß ihr sogar die Stimme versagte, wenn sie antworten sollte. Dem Vater entging diese Veränderung nicht. Die Mutter hat doch wohl recht, dachte er bei sich selbst, und ging mit ernsterer Stimmung neben ihr hin. Er hätte seinen Geburtstag hundertmal lieber zu Hause unter den Seinigen gefeiert. So heiter und glücklich, sprach er zu sich selbst, wird dir die zweite Hälfte des Tages wohl nicht verfließen, wie die erste. Dann meinte er wieder, Adolphine müsse den jungen Follert vielleicht von einer bessern Seite kennen wie er. Dieser Gedanke beruhigte ihn wenigstens einigermaßen; und so kamen

sie sämmtlich, indeß die Mutter sich stets mit dem Sohne unterhielt, bei Follerts Gartenhause an.

Hier wurden sie gleich an der Thüre auf eine sehr einnehmende Weise von einer ältlichen Frau empfangen, die vielmals um Entschuldigung bat, daß Niemand von ihrem Schwager noch da sei, weil eben die Ankunft wichtiger Waaren sie aufgehalten, wobei sie sich zugleich selbst als die Schwester der Wirthin ankündigte. Während hierauf die beiderseitigen Höflichkeiten gegen einander gehörig ausgewechselt waren, kam der Rath Delmhorst mit einem sehr artigen Mädchen, welches die ältliche Frau für ihre Tochter erklärte, aus dem Garten herbei. Dorner und Delmhorst umarmten sich herzlich, und darauf führte ersterer letztern bei Seite, und erzählte ihm mit lebhafter

hafter Rührung von den Geschenken des edelmüthigen Fürsten, worüber Delmhorst, der ihn nun seiner besten Wünsche versicherte, sehr schmeichelhafte Bemerkungen machte, die seines Freundes Verdienste betrafen. Die Frauenzimmer hatten sich indessen ebenfalls in den Garten gewendet, und Dorner stutzte nicht wenig, als er einmal nach ihnen hinsah, und wahrnahm, daß Adolphine von der ältlichen Frau so innig ans Herz gedrückt wurde, und darauf aus ihren Armen in die Arme der Tochter sank.

Dorner verfiel darüber in tiefe Gedanken, und hörte nur halb, was Delmhorst ihm sagte. Sollten sich Mutter und Tochter verstehen, dacht' er bei sich, und bereits weiter gegangen seyn, ohne dich dabei zu Rathe zu ziehen? Er setzte zu viel Ver-

trauen auf seine Gattin und Adolphinen, um dieses zu glauben; und dennoch war der Anschein so stark. Woher diese innige Herzlichkeit zwischen den fremden Frauenzimmern und Adolphinen, da sie einander vorher doch nie gesehen? Oder hätten sie wohl gar einander gekannt? Es war ihm alles ein Räthsel; und so viel er auch sann, so konnte er es dennoch nicht lösen. Ueberdieß hinderte Delmhorsts Gespräch, daß er sich seinen Betrachtungen ganz überlassen konnte.

Das ältliche Frauenzimmer nahte sich itzt den beiden Herren und schlug einen Spaziergang im Garten vor. Der Vorschlag ward mit Vergnügen ergriffen. Dorner ging neben ihr, die Frau Amtmannin neben dem Rath, und Adolphine hatte mit ihrem Bruder das fremde Mädchen in die

Mitte genommen. Es war ein angenehmer Garten, zwar nur von mäßigem Umfang, aber der Platz war vortrefflich benützt und alles gut unterhalten. Seine vornehmste Zierde bestand in herrlichen Obstbäumen von allen Arten und Größen, die alle voll Früchte hingen, und worunter sich itzt die Kirschbäume, deren viele mit Netzen umzogen waren, mit ihren schwarzen, rothen und weißlichten Kirschen vortrefflich ausnahmen. Zwischen den hohen Bäumen waren niedrige gepflanzt, deren Früchte man mit den Händen erreichen konnte; und an der Morgen- und Mittagsseite der Gartenmauer wechselten Aprikosen- und Pfirsichbäume mit Weinstöcken ab. Auch Blumen waren in Menge vorhanden, und alle Gemüße standen in üppigem Wuchs.

Dornern ging allmählich das Herz auf, als er so zwischen den schönen Bäumen einherging und ihren Reichthum betrachtete. Er wußte jede Art zu benennen, so klein auch die Früchte noch waren, und bestimmte die Zeit ihrer Reife und ihrer Behandlung. Nicht weniger freuten ihn die Aprikosen und Pfirsiche, die er von jeher, für Gaumen und Auge vorzüglich geliebt, am meisten aber die strotzenden Trauben, worunter manche Arten eine ungewöhnliche Größe versprachen. Ja, so einen Garten hab' ich mir immer gewünscht, rief er sehnsuchtsvoll aus. Es muß doch hübsch seyn, so einen Garten zu haben!

Schon waren sie alle Gänge, bis auf ein schönes schattiges Plätzchen durchwandelt, zu welchem der Weg an der Mauer hinleitete. Es war ein kleines wildes Gehölze,

hölze, mit hohen Rosen gemischt, was ein gerundetes Rasenplätzchen umgab. In der Mitte desselben stand ein kleiner Altar von einfacher Form, der von den höheren Bäumen fast überwölbt war. Man sah ihn nicht eher, als bis man sich vor ihm befand. Die ganze Gesellschaft trat eben in dieses kleine Gehölze; doch alle übrige hatten sich vorgedrängt, so daß der Amtmann Dorner der letzte war. Auf einmal traten sie auf die Seiten, und Dorner sah den Altar und las mit Erstaunen die unerwartete Inschrift: Meinem Dorner.

Er war unglaublich überrascht, der edle beneidenswürdige Mann! Daß ihm dieses Denkmal galt, das zeigte sein Name, das las er auf allen Gesichtern. Wer konnte das thun? und zumal hier? war alles, was er hervorzubringen vermochte, und ein

Gedanke durchkreuzte den andern. Wie oft verglichen sich Vermuthung und Zweifel in einer noch nicht vollen Minute, und entzweiten sich immer von neuem. Wer thats? rief er aus. Und plötzlich unterbrach seine würdige Gattin, ihm an die Brust sinkend, die bisherige Stille und sagte: Wer anders als die, der du ewig gehörst! Bist du nicht mein? — Mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls sah er ihr starr ins Auge und schwieg. Dann sprach er erstaunt: Du thatest es? und hier in einem fremden Garten? — Nein, mein Theuerster, gab sie lächelnd zur Antwort, in keinem fremden, in deinem eigenen Garten. Er ist dein; nimm ihn zum Angebinde von mir. Zum ersten Male verzog sich nun sein Mund wieder zum Lächeln. Wie kannst du auch scherzen! sprach er: bald hättest du mich getäuscht. Getäuscht?

versetzte die Gattin: Nein! ich täusche dich nicht; der Garten ist wirklich dein. Ich kauft' ihn von Follerts, die sich seiner entledigen wollten, von meinem Erbtheil, was, wie du weißt, aus achthundert Thalern bestand, und was ich durch einen Theil der gesammleten Zinsen um die Hälfte vermehrte. Du überließest es mir zu meinem Gebrauch, und wolltest, wenn ich auch bat, nie das geringste davon in die Wirthschaft verwenden. Hier nimm es nun in dieser Verwandlung; schon lange war es zu einem Garten bestimmt, weil ich wußte, daß er dich freuen würde.

Nun verschwanden die Zweifel mit allen Vermuthungen, welche die Phantasie aus Möglichkeiten gebildet und eben so schnell wieder verworfen hatte. Er umarmte die glückliche Gattin, und rief einmal über das andere:

andere: Was verdank' ich dir nicht, mein vortreffliches Weib! Er konnte nicht müde werden, ihre Sorgfalt und Liebe zu preisen, und hielt sie immer umschlungen, und drückte sie immer fester an sich. Die Uebrigen wünschten ihm Glück zu der neuen Besitzung, und freuten sich der so gelungenen Ueberraschung. Mein Schwager und meine Schwester, sprach das ältliche Frauenzimmer, werden es innig bedauern, daß sie nicht ebenfalls Zeugen von diesem Auftritte waren.

Es wäre doch Schade, fiel nun Delmhorst ein, wenn dieser Altar nicht heute noch durch ein Opfer eingeweiht würde. Hat Niemand ein beßres, so möge dieß Blatt die Stelle desselben vertreten. Doch betrachten Sie mich, mein würdiger Freund, nur als den Priester, der es vom Geber empfangen,

um es Ihnen zu opfern. Dorner vermuthete ein Gedicht oder sonst einen Glückwunsch, und ergriff das Papier mit der vollen Erwartung, wozu ihm Delmhorsts Geist und dessen Freundschaft für ihn vollkommen berechtigten. Aber noch ehe er es ganz entfaltet hatte, nahm er das fürstliche Siegel wahr, und ließ die Hand, in der er es hielt, mit den Worten herabsinken: Soll ich denn heute dem Dank oder der Freude erliegen? Auch selbst die Uebrigen wurden nun noch begieriger darauf; denn Niemand von ihnen wußte, was es enthielt. Er las es schweigend, und seine Miene sprach dann in Delmhorsts Umarmung beredter von der Wichtigkeit des Geschenks, als es Worte vermocht hätten. — Es war die Ernennung seines Sohns, des jungen Dorner, zum Amtsadjunctus mit dreihundert Thalern Gehalt.

Man denke sich die Bewegungen, welche diese neue frohe Begebenheit in allen Gemüthern hervorbrachte! Der junge Dorner war ganz erschrocken vor Freude; der gerührten Mutter stürzten die Thränen aus den Augen; auch die fremden Frauenzimmer nahmen sehr warmen Antheil daran; nur Adolphine drückte dem lieben Bruder schweigend die Hand, aber ihr Busen klopfte gewaltig.

Der Fürst, sprach Delmhorst zu Dorner, glaubte Ihnen eine Erleichterung schaffen zu müssen, und verspricht sich in Ihrem Herrn Sohne einen Mann, der, durch das Beispiel seines würdigen Vaters gebildet, schon früh unter Ihrer Leitung sich eigne Verdienste erwerben werde, um Ihren wohlthätigen Einfluß auf das Beste des Ganzen mit Ihnen zu theilen und fortzu-

pflan-

pflanzen. O der vortreffliche Fürst! brach Dorner mit starker Empfindung aus: aber hierin, edelmüthiger Mann, fuhr er gegen Delmhorst fort, erkenne ich Ihre wirkende Hand. Sie dürfen mich nur als Werkzeug betrachten, erwiederte Delmhorst: der Fürst wollte Sie heute für Ihre großen Verdienste nach seinen Kräften belohnen, und ich that nichts dabei, als daß ich seine Gesinnungen lenken half. Wie wollen wir nun, da Sie sich itzt vieler Geschäfte entledigen können, gemeinschaftlich an den Verbesserungen arbeiten, die dem Fürsten und Lande bald wieder aufhelfen müssen! Es ist ein Trost, daß hier noch manches zu thun ist, wie wir schon oft mit einander besprochen haben!

Donners väterlicher Blick fiel itzt, vielleicht von ohngefähr, auf die Tochter seines Herzens, die mit sichtbarer Unruhe ihm in

einiger

einiger Entfernung zur Seite stand. Sie senkte den Blick zur Erde, und hohe Röthe färbte ihr ganzes Gesicht. Freuest du dich nicht auch, Adolphine? fragte der Vater sie zärtlich. Wie sollt' ich nicht, mein gütiger Vater! erwiederte sie mit sanfter Stimme: ich freue mich unaussprechlich Ihres heutigen Glücks. Aber muß mir's nicht weh thun, setzte sie mit einer naiven, halb muntern, halb leidenden Miene hinzu, muß mir's nicht wehthun, daß man mich mit diesen köstlichen Angebinden ganz in Schatten gestellt? Was sind meine Blumen dagegen! — Du gabst dich mir selbst, versetzte der Vater, indem er ihr freundlich die Hand darreichte; und alle diese Geschenke, die mich doch gewiß unendlich beglücken, sind mir noch lange nicht das, was du mir bist. — O mein Herz weiß nur zu gut, wie sehr du mich, mein gutes Väterchen,

liebst,

liebst, sprach sie mit weicher Stimme, und schmiegte sich sanft an ihn an. Aber eben deswegen muß ich dir auch ein Angebinde verehren, was alle die andern weit übertrifft. Hättest du wohl für einen zweiten Sohn noch Liebe genug? — Dieß sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, wobei sie zugleich Delmhorsts Hand ergriff, und sie in die Hand des überglücklichen Vaters legte.

Gott! rief Dorner mit erstickter Stimme, als nun Delmhorst mit Adolphinen in seinen Armen lag; so hast du auch den liebsten meiner Wünsche erfüllt! Kaum hab' ich Kräfte genug, so vieles Glück zu ertragen. Das kummervollste Leben würde mit einem solchen Tage völlig vergütet seyn, und mir gabst du doch immer häusliches Glück und innere Ruhe. Glücklicher kann ich nun in meinem Leben nicht werden, als ich es heute bin.

bin. Delmhorst mein Sohn! Wie stolz bin ich auf diesen Namen! Ja, Adolphine, dein Angebinde war doch das beste. Kommt her, meine Kinder, zu diesem Altare, der mir ewig ein heiliges Denkmal bleiben wird. Vergesset es nie, daß ihr hier alle so glücklich wurdet! Hier, Delmhorst, empfangen Sie von meiner Hand Ihre Adolphine. Ist sie gleich meine Tochter, so darf ich's doch sagen: sie ist ein Kleinod, und ist Ihrer werth.

Es wäre schwer zu bestimmen, wen Rührung und Freude mehr überwältiget hatten, die Tochter oder den Vater; und wer sich glücklicher fühlte, der Vater, Adolphine, oder Delmhorst. Die Amtmannin, die bloß um die Anstellung des Sohnes keine Wissenschaft hatte, flog von Gruppe zu Gruppe, und alles umarmte sich nun durch

einan-

einander, so daß es vom Amtsadjunkt und dem jungen artigen Mädchen, die Niemand anders als Delmhorsts Schwester war, aus Versehen vielleicht schon zum dritten Male geschah. Die beiden Mütter vertrauten einander das Gefühl ihres Glücks, solche Kinder geboren zu haben; und der Amtmann rief mit Freudenthränen im Auge: Hätt' ich doch nicht geglaubt, als ich unsere Wohnung verließ, daß ich heute noch glücklicher werden sollte, als ich diesen Vormittag war!

Man zog sich nun aus diesem geweihten Plätzchen in den Garten zurück. Die ganze Gesellschaft hielt an einander, als wenn sie sich nie wieder trennen wollte. Nach und nach wurde dem Amtmann alles entwickelt, was ihm noch dunkel seyn konnte; und Adolphine, die reizende, glückliche Adolphine,

bat mit geheimnißvollem ernsten Wesen den lieben Vater tausendmal um Verzeihung, daß sie Delmhorsten liebe. Doch hab' ich dich noch eben so lieb, mein Herzensväterchen; setzte sie in ihrem traulichen Tone mit lauterer Stimme hinzu.

Itzt brachte Susanne die Nachricht, das Essen sei schon lange bereit. Sie waren die einzigen Gäste dazu; denn Alle, die um das Geheimniß gewußt, waren der Meinung gewesen, es wäre besser, diesen glücklichen Tag unter sich zu genießen. Der Amtmann bezeigte hierüber ein großes Vergnügen. Das Häuschen gefiel ihm; es war bequem und geräumig genug, um im Sommer zur Wohnung zu dienen. Nachdem er alles besehen, ging man zu Tische. Der Fürst, der mit Allem, was vorgehen sollte, bekannt war, hatte sich ausbedungen,

die Tafel von seinem Koch besorgen zu lassen. Susanne trug vom Achtundvierziger Rheinwein auf, und mehrere Flaschen davon, nebst altem Tokaier, waren ins Kühle gesetzt. Die Freude hatte den Vorsitz am Tische. Man konnte nicht müde werden von allen den Gegenständen zu sprechen, die Aller Herzen beschäftigten. Dem Amtmann fielen itzt alle die Mittelchen ein, die seine Gattin angewandt hatte, um ihn zu täuschen. Hast du auch mit geholfen? sprach er zu seinem Sohne, der Delmhorsts Schwester fröhlich zur Seite saß. Ja! sagte die Mutter statt seiner. Schön! versetzte der Vater; das werde ich dir nicht eher vergeben, als bis du mir auch einmal ein solches Angebinde verehrst, wie Adolphine. Da stieg ihm eine glühende Röthe ins Gesicht, die selbst auf den Wangen seiner jungen artigen Nachbarin einen merkli-

chen

chen Wiederschein gab. Dein künftiges Angebinde! sagte nachher Adolphine, als man Gesundheiten trank. Die beiden Familien schienen in eine zusammen geschmolzen, und nie sah man wohl glücklichere Menschen beisammen.

Es war schon spät. Man hatte so vergnügt bei einander gesessen, und rückte eben die Stühle zum Aufstehen, als plötzlich dem Hause gegenüber ein Wagen hielt. Der Fürst und die Fürstin! riefen alle zugleich, und die Männer stürzten beinahe die Treppen hinab, während die Frauenzimmer am Fenster freundlich von ihnen begrüßt wurden. Bloß ein Bedienter war abgestiegen, und der Wagen fuhr wieder fort. Er überbrachte Adolphinen im Namen der Fürstin ein Schächtelchen mit der Aufschrift: der liebenswürdigen Braut.

Als sie es öffnete, fand sie einige schöne Juwelen von Werth. Alle waren entzückt von der Art, die Geschenke zu geben, und priesen das edelmüthige fürstliche Paar.

Nun mußte Dorner doch seinen Garten noch mustern, denn vorher hatte er ihn mit fremden Augen besehen. Alle begleiteten ihn und nahmen herzlichen Theil an seinem Vergnügen. Delmhorst und Adolphine schlichen sich endlich wieder in ihr liebes schattiges Plätzchen, und die Sonne war schon untergegangen, als der entzückte Vater sie rief.

Welch ein Abend! Und welch ein Abschied, als man sich trennte! —

Himmlischer Vater! rief Dorner empfindungsvoll aus, wie er sich schlafen legte:

du gabst mir schon einen Himmel auf Erden! Mein ganzes Leben soll ein unaufhörliches Dankgebet seyn.

Coburg

Inhalt.

Theseus.

Das Madonnenbild.

Der Ruf in die Stadt.

Die vortreffliche Hausfrau.

Die Angebinde.

LB
Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb,

Darstellungen

Bd.: 3

(1799)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940657-1